

ZS

Zürcher
Studierendenzeitung
27.10.2017 #5/17



Wie wir wohnen

Zu Besuch in der WG

Kampflos
Ex-General
kam nicht

Kommunismus
Marx' Ideen
leben weiter

Kunst
Schöne Geigen
aus Zürich

Alles aus der Schweiz. Alles beste Qualität.

10g CHF 67.-
3g CHF 25.-



Der weltweit erste Tabakersatz aus
CBD reichen Cannabisblüten.
Natürlich und nachhaltig produziert
und ohne Zusatzstoffe.

CPure - Fedtonic besteht zu 100%
aus Schweizer Hanfblüten und ist beim
Bundesamt für Gesundheit (BAG)
als Tabakersatz registriert.

Citrusartiger Geschmack,
fruchtig im Rauch.

www.biocan.ch


BIOCAN
THE SWISS HEMP PIONEERS

News

- 4 Update für die Digital Society Initiative**
Die Digital Society Initiative wird an der Uni angepackt
- 5 Auch für Laien interessant**
Antrittsvorlesungen sind einen Besuch wert
- 5 Klassenkampf im Livestream**
Die Marxistischen Studierenden gehen mit der Zeit
- 6—7 Kriegstreiber kapituliert kampfflos**
Vortrag von Ex-US-General wird abgesagt

8 Was macht eigentlich...?
Eine Archäologiestudentin erzählt

10—11 Die Uni ruft
Berufungen sind einer Vielzahl an Reglementierungen unterstellt

Thema

- 16—18 Ungewohntes Wohnen**
Zwei verschiedene studentische Wohnsituationen im Portrait
- 19 Welcher WG-Typ bist du?**
Das Listicle zu den Mitbewohnenden des Grauens
- 20—22 Die Stadt – unser Zuhause**
Zwei Experten über das Wohnen der Zukunft
- 23 Günstig wohnen ist möglich**
Wohnangebote für Studierende

Kultur

- 24 Zmittag beim Finance Club**
Banken buhlen beim Lunch um Studis
- 25 Die Couch hat noch nicht ausgedient**
Das Studentische Forum für Psychoanalyse kämpft um Anerkennung
- 28—31 Zwischen Geige und Mensch**
In einem Zürcher Atelier werden Geigen gebaut

- 11 Comic** **12 Zeitgeist** **12 Impressum**
13 Senf der Redaktion **26 Fahr zur Hölle!**
26—27 Kulturspalten

Alles hängt zusammen — Unter einer WG stellen wir uns normalerweise eine unaufgeräumte Studierendenbude vor, wo sich zusammengewürfelte junge Menschen auf die Nerven gehen und das gebrauchte Geschirr sich im Abwaschbecken stapelt. Doch das muss nicht so sein: Eine chinesische Studentin und eine 84-jährige Schweizerin wohnen so gut zusammen, dass sie einander zur Familie geworden sind. Andere teilen sich das Zimmer mit Gott und beten in der hauseigenen Kapelle (S.16).

Auch von der Jugendbewegung der Achtzigerjahre haben wir nur undifferenzierte Bilder im Kopf. Dabei könnten wir uns vom politischen Engagement (nicht: der Gewaltbereitschaft) der früheren Jugend eine Scheibe abschneiden (S. 27). Denn viele der damaligen Probleme sind noch immer nicht gelöst, etwa was die prekäre Lage auf dem Wohnungsmarkt angeht (S. 20). Seien wir also froh, wenn manche neuen Probleme gar nicht erst entstehen, wie beispielsweise der Vortrag eines Mannes, der als Viersternegeneral der US-Armee tausende Menschenleben auf dem Gewissen hat (S. 6).

Wenn alles miteinander zu tun hat, ist es manchmal schwierig, nicht den Überblick zu verlieren. Aber dazu sind ja die Zeitungen da. Viel Vergnügen mit der neuen ZS also!

Für die Redaktion

Reto Heimann und Oliver Camenzind



Updates bei der Digital Society Initiative

Seit einem Jahr gibt es an der Uni die Digital Society Initiative. Aber erst jetzt kommt das Projekt langsam in Fahrt.

Michael Stähli



Die Digitalisierung ist jetzt endgültig in der Forschung angekommen.

Die Digital Society Initiative (DSI) wurde als Projekt vor einem Jahr an der Universität Zürich mit dem Ziel ins Leben gerufen, die Digitalisierung von Wissenschaft und Gesellschaft zu erforschen. Mittlerweile sind sieben Fakultäten der Universität Zürich und rund 175 Mitglieder an ihr beteiligt. Für Abraham Bernstein, Direktor und Gründer der DSI, ist dies einer der grossen Erfolge der Initiative, da Professorinnen und Professoren über die Fakultätsgrenzen hinweg zusammengekommen sind, um sich gemeinsam mit der Digitalisierung als Phänomen auseinanderzusetzen. Ein weiterer Erfolg ist der Outreach der Initiative durch verschiedene öffentliche Veranstaltungen, wie die Vorlesung im vergangenen Januar «How to NOT build a Terminator» oder die Science Cafés an der letzten Scientifica.

Der grösste Vorteil für die Mitglieder der DSI ist die Teilnahme an einer Networking-Plattform, wo man Personen

mit gleichen Forschungsinteressen trifft. So gibt es aus einem Speed-Dating-Event, der im letzten Jahr stattfand, schon erste Resultate in der Forschung und Dienstleistung. Des Weiteren unterstützt die Initiative zusammen mit anderen Stellen an der Universität ihre Mitglieder bei der Erstellung von Forschungsanträgen. Gemäss Bernstein wird es demnächst auch «für gewisse Dinge eine Art Anschubsfinanzierung geben». Die Ressourcen der DSI sind aber beschränkt, weshalb die Forschungsprojekte hauptsächlich von verschiedenen Institutionen finanziert werden, unter anderem der Universität Zürich, dem SNF, der Europäischen Kommission sowie privaten Stiftungen und Institutionen. Der Betrieb der DSI als Organisation wird von der Universität Zürich unterstützt.

Braucht es die Universität noch?

Die Mitglieder der DSI stellen nicht nur die Frage, wie die Digitalisierung unsere

Gesellschaft verändert, sondern auch, wie sie die Lehre verändern kann und soll. Wie integriert man neue Technologien sinnvoll in universitäre Veranstaltungen? Grösstenteils werden diese schon in Unterrichtsräumen implementiert, aber es gibt sicher noch Ausbaupotential. Die Philosophische Fakultät hat eine Stelle für Digitale Lehre und Forschung, die Professorinnen und Professoren bei diversen Aufgaben unterstützt, beispielsweise bei der Durchführung eines MOOCs (Massive Open Online Courses).

Bereits stehen grosse Veranstaltungen an der Universität als Podcasts zur Verfügung, und die Zahl virtueller Seminare steigt. Braucht es dann die Universität in physischer Form überhaupt noch? Vor allem, wenn man bedenkt, dass Forschungsdaten und Publikationen zunehmend öffentlich zur Verfügung stehen? Bernstein äussert sich hierzu: «Die Universität ist nicht nur ein Ort des privilegierten Zugangs zu Daten und Informationen. Wenn wir das wären, dann hätten wir keine Zukunft. Es ist ein Ort, wo man sich miteinander austauscht und gemeinsam sowie voneinander lernt.»

Zukunft der DSI

Die DSI der Uni Zürich befindet sich noch in ihren Kinderschuhen. So findet die erste offizielle Mitgliederversammlung am 31. Oktober statt. Die nächste Veranstaltung ist der Schweizer Digitaltag am 21. November, wo, ähnlich wie bei der Scientifica, am Hauptbahnhof Kurzreferate zu verschiedenen Themen gehalten werden. Digitalisierung hat viele Bereiche der Gesellschaft schon längst erfasst, aber in der Forschung widmet man sich ihr offenbar erst jetzt mit grösserer Energie. ♦

Auch für Laien interessant

Wieso es sich lohnt,
Antrittsvorlesungen
zu besuchen.

Solange Morel

An den meisten europäischen Universitäten werden alle neu berufenen Profs sowie neu ernannten PDs dazu aufgefordert, zu Anfang ihrer Lehrtätigkeit eine sogenannte «Antrittsvorlesung» zu halten. Dabei handelt es sich um einen etwa 45-minütigen Vortrag mit dem Ziel, sich und die eigene Forschungstätigkeit kurz vorzustellen. Dass sich dabei alle Dozierenden möglichst vorteilhaft positionieren möchten, versteht sich von selbst. Entsprechend spannend klingen viele Titel auf der jetzt schon fürs ganze HS17 publizierten Agenda der Uni Zürich: «Staatliche Repression im digitalen Zeitalter» heisst es da oder «The mysteries of giant planets». Dass alle, die eine Antrittsvorlesung halten, ganz neu an der Uni seien, ist aber ein Fehlschluss, obwohl die Universität ihren Dozierenden empfiehlt, die Antrittsvorlesung möglichst bald nach Beginn ihrer Lehrtätigkeit hinter sich zu bringen.

Die Vorlesungen finden immer in der Aula im Hauptgebäude statt. Zeitlich sind sie jeweils bewusst auf Montagabend und Samstagmorgen gelegt, sodass alle Zeit finden können, sie zu besuchen. Denn die Vorträge richten sich an die gesamte Öffentlichkeit. Das hat den angenehmen Vorteil, dass man getrost davon ausgehen kann, dass sich auch hinter komplexen Titeln wie «Zur Programmatik einer postkomparativen globalen Philosophie» Vorträge verbergen, denen man auch als Laie folgen kann. So kann die Veranstaltungsreihe für Studierende einen interessanten Einblick in die Forschungsbereiche anderer Disziplinen bieten. Wenn der Termin doch nicht passt, gibt es übrigens von den meisten Vorlesungen, sofern der oder die Dozierende das genehmigt, einen Podcast, den man sich über die Uni-Website anschauen kann. ◇

Klassenkampf im Livestream

Vor hunderdfünfzig Jahren schrieb Marx
sein Manifest. Seine studentische
Gefolgschaft geht mit der Zeit.

Anna-Luna Frauchiger

Auf dem Büchertisch sind die Werke von Marx, Engels, Luxemburg und Konsorten aufgelegt, draussen auf dem Fenstersims ist Bier kühlgestellt, und vorne am Tisch des Referenten hängt das Banner der Marxistischen Studierenden Zürich (MSZ). Der Seminarraum ganz oben im Hauptgebäude der Universität füllt sich langsam. Rund 20 Personen haben sich eingefunden, um das Referat «Chinas langer roter Marsch» des marxistischen Studierendenvereins zu hören.

Doch bevor die Veranstaltung beginnt, muss das Stativ für den Livestream aufgebaut werden. Die marxistischen Studierenden übertragen ihre Referate direkt auf Facebook. Wer sich die MSZ also als eine Gruppe weltfremder Politostalgiker und -nostalgikerinnen vorstellt, liegt falsch. «Es nützt uns nicht viel, über utopische Vorstellungen von Kommunismus zu sprechen. Wir müssen uns der Widersprüche in unserer heutigen Gesellschaft bewusst sein und versuchen, die Probleme zu lösen», meint Flurin Andry, der seit diesem Jahr Mitglied bei den MSZ ist.

Marx in Katalonien

Auch die demokratische Selbstbestimmung sei für Marxisten und Marxistinnen enorm wichtig. Nach Marx sei der Kommunismus der Endzustand, eine Utopie, zuerst müsse der Sozialismus erreicht werden, erklärt Samuel Haffner, ein Mitbegründer der MSZ. Deshalb sind auch nahezu alle Mitglieder der Marxistischen Studierenden ebenfalls bei der JUSO aktiv. Haffner bezeichnet die JUSO als die progressivste linke Kraft in der Schweiz. «Man kann nicht wirklich über den Marxismus diskutieren, wenn man politisch nicht aktiv ist», meint Haffner.

Die JUSO hat in den marxistischen Augen aber ein grosses Manko: In deren

Veranstaltungen gehe es schnell ums Tagesgeschäft, und es werde zu wenig diskutiert. Gemeinsame Bildung ist nämlich das wichtigste Credo der MSZ. Deshalb treten keine Fachpersonen auf.

Der gut 40 Minuten lange Vortrag, gespickt mit kommunistischem Vokabular, gibt einen überraschend sachlichen Abriss zur chinesischen Geschichte, der sogar eine anwesende Sinologin beeindruckt. Bemerkungen wie jene, dass China international Verrat begangen habe, um sich bei den Kapitalisten einzuschmeicheln, fehlen aber doch nicht. «Wir, welche das Privileg haben, uns mit Büchern auseinanderzusetzen, haben die Aufgabe, die theoretischen Auseinandersetzungen wieder in die Bewegung und zu den Menschen auf der Strasse zu tragen», erklärt Haffner, «deshalb sehen wir die MSZ wirklich als Plattform für Selbstbildung und Diskussion».

Das aktuelle Geschehen in Katalonien und Griechenland und die Revolutionen in den arabischen Staaten beweisen in Haffners Augen, dass sich die Menschen nach einem Wandel sehnen und ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen wollen.

International vernetzt

An weiteren Schweizer Unis gibt es Schwesterorganisationen der MSZ, welche alle unter dem Dachverband «Der Funke» vereint sind, der monatlich eine gleichnamige Zeitung herausgibt. Dieser ist eng mit der JUSO verknüpft und gehört der «Internationalen Marxistischen Tendenz» an. Weil der Marxismus sich als zwangsläufig international versteht, sind deren Mitglieder gut vernetzt und besuchen z.B. «Schools» anderer marxistischer Studierendenvereinigungen in Europa.

Zum Schluss gibt es Bier, «damit die inhaltliche Diskussion noch weitergeht», so Haffner. ◇



Studierendenprotest: Plakate gegen den Vortrag von Ex-General Petraeus

Kriegstreiber kapituliert kampflos

Ex-US-General David Petraeus sollte einen Vortrag an der ETH halten. Studentische Proteste verhinderten ihn. Verstösst das gegen die Meinungsfreiheit?

Jan Bolliger und Reto Heimann (Text und Bild)

Noch immer sind sie vereinzelt in und rund um die Uni zu sehen: Die roten Plakate, auf denen ein Militärflugzeug und zwei fallende Bomben zu sehen sind. Dazu der unmissverständliche Slogan: «Krieg dem Kriegstreiber». Doch zum Krieg ist es nicht gekommen. Der Kriegstreiber hat bereits im Voraus kapituliert.

Unmut auf sich gezogen

Mit «Kriegstreiber» ist David Petraeus gemeint, ehemaliger Viersternegeneral des US-Militärs und ehemaliger CIA-Chef. Offiziell als ausgewiesener Sicherheitsexperte deklariert, wurde Petraeus vom Schweizerischen Institut für Auslandsforschung (SIAF) zu einem öffentlichen Vortrag an der ETH eingeladen. Das zog den Unmut linker und linksautonomer Gruppierungen auf sich. Denn Petraeus war in seiner militärischen und politischen Karriere für verschiedene Kriegseinsätze in Afghanistan und im Irak verantwortlich, zuletzt als Oberbefehlshaber. Insbesondere war er federführend bei der Drohnenkriegsstrategie, die nun seit bald einem Jahrzehnt in den Konfliktgebieten des Mittleren Ostens Anwendung findet. Sie steht immer wieder in der internationalen Kritik. Durch Drohneneinsätze und Spezialeinheiten werden gezielt angebliche Feinde ausgeschaltet. Dabei werden immer wieder Zivilisten getötet.

«Tolle Informationsmöglichkeit»

Petraeus ist unabhängig von jeglicher Ideologie ein problematischer Gast. Wieso wird er für einen Vortrag an die ETH Zürich eingeladen? Martin Meyer, Vorstandspräsident des SIAF, erklärt sich: «Das SIAF will möglichst spannende Vertreter und Vertreterinnen aus Politik, Wirtschaft und Kultur einladen. Das bedeutet auch, dass sich darunter streitbare und umstrittene Persönlichkeiten befinden.» Meyer hat kein Verständnis für den Wirbel, der um den geplanten Vortrag gemacht wurde: «Herr Petraeus ist ein hochrangiger Vertreter der globalen Sicherheitspolitik. Ihn in einem öffentlichen Vortrag an der ETH sprechen zu hören, ist ein tolle Informationsmöglichkeit – nicht zuletzt auch für Studierende.» Natürlich habe das SIAF im Vorfeld damit gerechnet, dass der Anlass Kritik und Proteste von linker Seite auf sich ziehen werde. «Doch das Ausmass der angekündigten Proteste hat uns schockiert», so Meyer.

Die von Meyer angesprochene linke Kritik war breit abgestützt. Unter anderem engagierten sich die kriPo und die Marxistische Jugend gegen die Veranstaltung. Die Plakate und Flyer hat aber die linksautonome Gruppe «Uni von unten» unterschrieben. Sie trat im Rahmen der Unibesetzung 2009 erstmals in Erscheinung. «Unser Ziel war es von Anfang an, den Vortrag von Petraeus zu verhindern», erklärt «Uni von unten» gegenüber der ZS. Sie seien der Meinung, dass der Auftritt eines Mannes, der im Irak Abertausende mit Drohnen getötet habe, höchst problematisch ist. «Petraeus ist de facto ein nicht verurteilter Massenmörder und Kriegsverbrecher. Es grenzt ans Absurde, eine solche Person an der ETH über Sicherheitspolitik sprechen zu lassen!», so «Uni von unten» weiter.

Sicherheitsbedenken

Der als äusserst scharf angekündigte Protest zeigte Wirkung. Einen Tag vor der geplanten Veranstaltung am 5. Oktober zog die ETH-Leitung die Reissleine und sagte Petraeus' Vortrag ab. Eine Entscheidung, die das SIAF bedauert; es hätte die Veranstaltung trotz der Proteste gerne durchgeführt. Doch die Sicherheitsbedenken vonseiten der ETH waren zu gross. «Die ETH Zürich ist nach sorgfältiger Überprüfung und in enger Absprache mit verschiedenen Partnern, unter anderem der Polizei, zum Schluss gekommen, dass es während des Semesters unter vollem Betrieb nicht möglich ist, diese Veranstaltung in ihren Räumen durchzuführen», teilte sie in einem Communiqué mit. Dabei seien allerdings nicht die angekündigten Proteste ausschlaggebend gewesen für die Absage: «Die potenziell gewaltbereite Organisation, die zur unbewilligten Demonstra-

tion gegen den Auftritt von Herrn Petraeus aufgerufen hat, war nur ein Element in der Sicherheitsanalyse, die die ETH Zürich vor diesem Anlass durchgeführt hat», heisst es im Communiqué weiter.

Wie gefährlich wäre es wirklich geworden, wäre der Anlass durchgeführt worden? Zu welchen Protestaktionen wäre es gekommen? «Uni von unten» hält sich bedeckt, meint aber, dass es wünschenswert wäre, wenn Petraeus weiterhin Gefahr laufe, mit seinen Taten konfrontiert zu werden. «Leider fehlen uns die Drohnen, um diesem Wunsch auch jederzeit gerecht zu werden.»

«Wollen wir uns nicht anhören»

Die Haltung von «Uni von unten» gefällt nicht allen. Als «linker Mob», der undemokratisch die Meinungsäusserungsfreiheit untergrabe, wurde sie unter anderem von der NZZ im Nachgang der abgesagten Veranstaltung betitelt. Dass Petraeus' Redefreiheit ihr nicht viel bedeutet, bestreitet «Uni von unten» nicht: «Die im Vortrag skizzierten sogenannten Lösungsansätze wie Drohnenkrieg mit massenhaft Toten wollen wir uns nicht anhören. Wir wollen nicht mit jemandem über eine Zukunft diskutieren, der verantwortlich dafür ist, dass es gar keine Zukunft für alle geben kann.» Ausserdem habe Petraeus durch seine zahlreichen Auftritte seine Meinung sowieso schon genug äussern können.

Legitimes Mittel

Bei dem ganzen Gezeter um die angeblich verhinderte Meinungsfreiheit geht die eigentlich zentrale Frage beinahe un-

ter. Wie kann es sein, dass einer Person mit der Vergangenheit eines Petraeus an unseren Universitäten der rote Teppich ausgerollt wird? Die geplante Veranstaltung sollte keine kritische Diskussion werden mit dem General als einem der Gäste, sondern war klar als Vortrag von ihm angekündigt. Dass sich Studie-

Uni von unten: «Leider fehlen uns die Drohnen, um uns zur Wehr zu setzen.»

rende gegen den Auftritt einer solchen Persönlichkeit wehren, ist wichtig und richtig. Die angekündigten Störaktionen sind ein legitimes Mittel dazu. Selbstredend ist dabei jede Form von gewalttätigen Ausschreitungen zu verurteilen.

Ein Mahnmal

Die Vortragsreihe des SIAF lotst seit bald zwei Jahrzehnten spannende Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Kultur nach Zürich. Doch sollte darob nicht vergessen werden, dass es darunter auch solche gibt, die etwa aufgrund ihrer widerwärtigen Kriegspolitik keine Plattform verdienen. Die freie Meinungsäusserung ist im akademischen Betrieb nicht verhandelbar. Doch bedeutet das nicht, dass einem Kriegstreiber wie Petraeus diese Freiheit in vorausgehendem Gehorsam und mit Einladung erteilt werden muss. Die noch verbliebenen aufgehängten Plakate sind durch die Absage des Vortrags keinesfalls obsolet geworden: Sie mögen dem SIAF und allen anderen als Mahnmal dienen. ♦



LANGE ÖFFNUNGSZEITEN

Täglich für Sie da

Hausärzte • Notfälle • Gynäkologie • Dermatologie

offen **365** Tage

arzthaus Zürich Stadelhofen
Goethestrasse 14, 8001 Zürich
Tel. 044 555 70 00

 **arzthaus**
www.arzthaus.ch

arzthaus Zürich City
Lintheschergasse 3, 8001 Zürich
Tel 044 800 39 00



Was macht eigentlich ...?

Bei vielen Studiengängen fragt man sich, womit sich Studierende denn da genau beschäftigen. Zum Beispiel: Archäologie.

Lara Tschanz (Text) und Kevin Solioz (Bild)



Aufregender, als man denkt: die Archäologie.

Begeben sich Archäologiestudierende wie Indiana Jones auf abenteuerliche Reisen und entdecken dabei geheimnisvolle, unerforschte Grabmäler? Oder ist diese Vorstellung nur ein Trugbild, und sie verbringen doch die meiste Zeit hinter verstaubten, antiken Büchern statt bei Ausgrabungen unter der glühend heissen Sonne? Uma van der Weij studiert klassische Archäologie als Nebenfach im ersten Semester an der Universität Zürich und erzählt von ihrem Studienalltag.

Wieso hast du dich für ein Studium der klassischen Archäologie entschieden?

Ich persönlich habe schon immer grosses Interesse an der Geschichte der Menschheit gehabt, vor allem aber an der griechischen und römischen Kultur. Erst wenn man sich genauer mit der Klassik befasst, wird einem bewusst, wie viel wir zum Beispiel von der lateinischen und der griechischen Sprache und Kultur

übernommen haben. Das ist auch der Grund, wieso ich mich für die klassische Archäologie entschieden habe und nicht für die prähistorische Archäologie oder Mittelalterarchäologie. Zusätzlich ist es sehr gut kombinierbar mit einem Geschichtsstudium, was in meinem Fall die perfekte Lösung war.

Was behandelt ihr in den Vorlesungen?

Momentan behandeln wir grundlegende Sachen wie verschiedene Tempel, Plastiken, Skulpturen, Vasen oder Abbildungen. Wir lernen, wie wir Abbildungen auf Vasen richtig beschreiben und deuten können oder wie die wichtigsten und bekanntesten Tempel der Archaik aufgebaut waren und für welchen Gott sie erbaut wurden.

Welche praktischen Kenntnisse bringt man euch bei?

Wir lernen, wie man gefundene Gegen-

stände richtig analysiert und datiert sowie, wie man mit alten Schriftquellen arbeitet und recherchiert. Was auch zum Studium der klassischen Archäologie gehört, ist die Geschichte der Archäologie an sich. Sämtliche Teilbereiche der klassischen Archäologie wie Kunstgeschichte oder prähistorische Archäologie werden ebenfalls besprochen.

Könnt ihr während eurem Bachelorstudium bereits Ausgrabungen machen?

Ja, das können wir. Normalerweise macht man immer im zweiten Studienjahr eine Exkursion. Die bisherigen Exkursionen gingen hauptsächlich nach Italien oder Griechenland. Dort dürfen wir dann den Ausgrabungsalltag etwas näher kennenlernen. Ich bin gespannt, wo mich die Exkursion nächstes Jahr hinbringt.

Wie viele Studierende seid ihr in den Vorlesungen?

In die Vorlesungen, die ich momentan besuche, kommen etwas mehr als 20 Personen. Die Dozierenden haben aber erwähnt, dass wir dieses Jahr aussergewöhnlich viele sind.

Welche Berufsmöglichkeiten stehen einem nach einem Archäologiestudium offen?

Der offensichtlichste Berufsweg für mich ist derjenige der Archäologin, die an Ausgrabungen teilnimmt und danach die Objekte im Büro datiert, analysiert und interpretiert. Viele kombinieren Archäologie mit einem Geschichtsstudium und können somit Geschichtslehrer oder -lehrerin werden. Andere beliebte Berufsmöglichkeiten sind zum Beispiel die Arbeit im Museum, in einem Archiv oder im wissenschaftlichen Journalismus. Ich persönlich hoffe, einmal in einem Museum arbeiten zu können. ♦



Milchprodukte haben vielseitige gesundheitsfördernde Wirkungen.

Superfood Milch Einheimisch und gut

Ob Chia, Goji oder Maca: Viele haben wohl schon von diesen sogenannten Superfoods gehört oder sie gar schon probiert. Doch warum soll man die von weit hergereisten Produkte konsumieren? Hierzulande gibt es doch auch super Food.

Superfoods – exotische Lebensmittel mit hohem Gehalt an einzelnen Nährstoffen – sind im Trend. Sie seien besonders wertvoll für die Gesundheit und das Wohlbefinden. Ist das wirklich so? Vorsicht ist geboten, denn Superfood ist keine offizielle Lebensmittelbezeichnung, sondern ein Lifestyle-Begriff.

Gar nicht so super

Superfoods sollen attraktiv, jugendlich, gesund, vital und leistungsfähig machen. Der Gedanke dahinter: Irgendwo in Asien, Afrika oder Südamerika leben Völker, die dank bestimmten Beeren, Samen und Wurzeln besonders gesund sind. Was man nicht erfährt: Diese Völker leben meist spartanisch, und ihre tiefe Lebenserwartung lässt Zivilisationskrankheiten gar nicht erst entstehen. Supereffekte haben exotische Superfoods jedenfalls keine. Sie können ein Menü ergänzen, nötig sind sie jedoch nicht. Wer sie wählt, sollte bedenken, dass sie zwar einige wertvolle Inhaltsstoffe enthalten, aber mit meist heiklen Methoden angebaut und stark verarbeitet werden, um sie für den langen Transport haltbar zu machen.

Das Gute liegt ganz nah

Schlau essen muss gar nicht so kompliziert sein. Ein abwechslungsreicher Mix aus verschiedenen Lebensmitteln ist eine wichtige Grundlage. Dazu gehören auch Milch und Milchprodukte. Sie sind natürliche, einheimische Lebensmittel und reich

an fast allen Nährstoffen in optimaler Menge und gutem Mischverhältnis. Die Wissenschaft zeigt immer wieder, dass Milch und Milchprodukte vielfältige gesundheitliche Vorteile bringen. Ihre Inhaltsstoffe fördern den Aufbau von Knochenmasse und Muskeln. Zudem können sie dabei helfen, schlank zu bleiben. Für Sporttreibende ist Milch ein ideales Regenerationsgetränk, um beschädigte Muskeln zu reparieren und den Flüssigkeitsverlust wieder auszugleichen. Auch auf Zivilisationskrankheiten wie Bluthochdruck oder Diabetes hat Milch eine positive Wirkung. Und noch ein sympathischer Punkt: Milch und Milchprodukte schmecken fein, sind abwechslungsreich und passen zu jeder Mahlzeit.



Regional und gut

Die natürliche Umgebung bietet uns alle Lebensmittel, die man für die Gesundheit braucht: Das Angebot an einheimischen und saisonalen Produkten ist hoch. Darunter sind auch echte Superfoods, etwa Heidelbeeren, Cassis und Holunder, die reich an Antioxidantien sind. Oder Rotkohl, Spinat, Trauben, Sauerkirschen und Sanddorn, die sekundäre Pflanzenstoffe, Antioxidantien, Vitamine und Mineralstoffe enthalten. Und natürlich Milch, die vor allem Kalzium, B-Vitamine, hochwertiges Eiweiss und Fett liefert.

Saisonalender: www.swissmilk.ch/rezepte

Mehr erfahren?

Weitere Informationen und Rezepte mit Schweizer Superfood unter www.swissmilk.ch/superfood



Milchprodukte liefern fast alle Nährstoffe in den richtigen Mengen und im richtigen Verhältnis. Drei Portionen täglich sind genau richtig.



Regionale, saisonale Produkte decken den Bedarf an allen Nährstoffen. Die Kombination von pflanzlichen und tierischen Lebensmitteln ist ideal.



Um vital und gesund zu bleiben, ist der Lebensstil entscheidend: ausgewogenes Essen, genügend guter Schlaf, regelmässige Bewegung im Freien.



Werden sorgfältig ausgesucht: Ordinarien.

Die Uni ruft Hinter der Besetzung einer Professur steht ein langwieriges Verfahren, bei dem viele berücksichtigt werden muss.

Katharina Werner (Text)

Stefan Kraft (Bild)

Immer wieder wird in der Schweizer Bildungspolitik aus gewissen Lagern der Schrei nach Sparmassnahmen laut. Hohe Kosten sind aber nicht jedes Mal ausschlaggebend für Ressourcenverschwendung. Im Falle der Berufungsverfahren werden sie vor allem mit der einflussreichen Funktion der Professoren und Professorinnen begründet. Diese sind in der Lage, Personal einzustellen, Forschungsprojekte ins Leben zu rufen und ihr Fach entscheidend mitzuprägen; ein Verfahren, das also weitreichende Folgen hat. Nur: Wie kommt es überhaupt zu einer Berufung?

Langes Verfahren

Eine öffentliche Ausschreibung wird in deutscher und englischer Sprache verfasst und sowohl in Printmedien als auch online veröffentlicht. Gleichzeitig wird eine Kommission gebildet, die aus auswärtigen Gutachtern und Gutachterinnen sowie aus Vertretungen der Studierendenschaft und Privatdozierenden besteht. Das Berufungsverfahren habe sich in den letzten zehn Jahren «stark professionalisiert», so Klaus Jonas, Dekan der Philosophischen Fakultät. «Befangenheiten werden von der Kommission und vom Dekanat aufs Genaueste überprüft». Auch der technische Aspekt des Verfahrens hat ein Upgrade erhalten. So kommen eine spezielle Software zum Einsatz wie auch

Rankingsysteme und Eingabemasken. Das Datenvolumen der Bewerberinnen und Bewerber zeigt sich nun nicht mehr bloss in Papierstapeln. Die erste Auslese ist aber auch nur der erste Schritt von vielen. Es kommt zu weiteren Selektionen, Gastvorträgen und persönlichen Gesprächen, um das Zwischenmenschliche auszuloten – denn Personalkonflikte sind immer eine unangenehme Angelegenheit.

Forderungen: «Dual Careers»

Gegen Ende des Verfahrens wird eine Liste der drei favorisierten Kandidatinnen und Kandidaten bei der Abteilung für Professuren eingereicht. Eine Kontaktaufnahme des Dekans, des Rektors und des Instituts erfolgt. Hierbei fließen zum ersten Mal die Wünsche seitens der Anwärterinnen und Anwärter ein, und der Verhandlungsprozess beginnt. Wichtig ist, dass sich die Wünsche in einem realistischen fachlichen Rahmen bewegen. Zu solchen Forderungen gehören die sogenannten «Dual Careers»: Es wird um einen Lehrstuhl oder eine Mitarbeiterstelle für die Partnerin oder den Partner der anzustellenden Person gebeten. Passen diese Person und deren Beruf in die gegebenen Strukturen des Instituts, so kommt es zum zweiten Mal zum Personenverfahren, und dieselbe Berufungskommission evaluiert, ob die Anstellung sinnvoll wäre. Das Institut behält sich das Recht vor, einen Antrag gegebenenfalls abzulehnen. Ein besonderes Augenmerk wird auf das Unterstellungsverhältnis gelegt: der Lehrstuhl oder die Mitarbeiterstelle darf in keiner Weise der Professur der Partnerin oder des Partners unterstellt sein.

Das familienfreundliche Modell der «Dual Careers» wird von der Bildungsdirektion mitunterstützt, da es sich bei einer karrierbedingten Trennung der Familie um ein schwerwiegendes Ereignis handelt, das sowohl im privaten als auch im beruflichen Umfeld negative Auswirkungen haben kann. Ferner steigt die Gewinnchance der Universität, da man dadurch internationale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter anwerben kann. Bei den «Dual Careers» handelt es sich um eine weltweite Politik, die von allen grösseren Universitäten verfolgt wird. Philipp Balzer, Geschäftsführer der Philosophischen Fakultät, vergleicht die Praxis mit jener von Grossfirmen: «Diese gehen ähnlich vor, um eine Familientrennung so weit

wie möglich zu verhindern. Warum nicht auch Universitäten?»

Bewältigung des «Gender Bias»

Ein weiterer Faktor, der bei den Berufungsverfahren eine wichtige Rolle spielt, ist die Bewältigung des sogenannten «Gender Bias», der Voreingenommenheit gegenüber weiblichen Kandidatinnen. So muss seit einigen Jahren die universitäre Frauenquote rapportiert werden, wobei auffällt, dass der Frauenanteil bis zur Professur stetig abnimmt. Zwar steht die Philosophische Fakultät hierbei am besten da, sie ist aber immer noch von der angestrebten 50-Prozent-Rate entfernt.

Im Rahmen des Berufungsverfahrens werden Sensibilisierungsworkshops angeboten und bei der Zusammensetzung der Berufungskommission wird auf ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis Wert gelegt. Wird eine weibliche Bewerberin abgelehnt, so muss dies in einem Schreiben begründet werden. Dasselbe gilt im

Übrigen für Schweizer Bewerberinnen und Bewerber. Es kann vorkommen, dass zwei Bewerbungen etwa gleich zu bewerten sind, in diesem Fall entscheidet sich die Kommission immer für die Frau. Eine junge Praxis, die vor allem von der Universitätsleitung vorangetrieben wurde. Wie steht es aber um das Verhältnis von ausländischen zu einheimischen Dozierenden? Ein Ziel bezüglich der Ausländerquote verfolgt die UZH nicht. «Unser Fokus liegt immer auf der Qualität der Bewerbung. Die Staatsangehörigkeit spielt dabei eine kleine Rolle», betont Jonas. Bei gleicher Qualität gebe man Schweizer Staatsangehörigen den Vorzug.

Ausseruniversitärer Einfluss

Die Politik hält sich bei den Berufungsverfahren und bei der Leitung der Universität eher raus. Bern unterstützt zwar die «Dual Careers», erzwingt aber beispielsweise keine Anstellungen – die Universitäten handeln autonom. Selbst intern handeln die einzelnen Institutio-

nen relativ selbstständig und erhalten betreffend die Professuren wenig Vorgaben vom Universitätsrat – vivat confoederatio. Bei Stiftungsprofessuren geht die Universität allerdings streng vor. Stiftungen haben bei der Berufung kein Mitspracherecht, können aber mitbestimmen, wie sich die Professur im Anschluss an das abgeschlossene Verfahren entwickelt.

In Anbetracht der vielen Hürden, die es zu überwinden gilt, um zu einer Professur zu kommen, erscheint es wie ein Wunder, dass die Universität eine so beachtliche Zahl an Dozierenden vorweisen kann, selbst wenn der allgemeine Konsens lautet, dass man immer mehr gebrauchen könnte. Und doch wäre es falsch, in den Auflagen blosse Bürokratiewut am Werk zu wähen: Das ausgeglichene Zusammenspiel zwischen den «Dual Careers», der Gleichbehandlung der Geschlechter und der Berücksichtigung einheimischer Akademiker und Akademikerinnen ermöglicht erst die freie Forschung an der Universität Zürich. ◊



AMIRA, DEPARTMENT MANAGER

**ICH HABE EINE IDEE.
WIR SETZEN SIE UM.**

Lidl lohnt sich – auch für unsere Mitarbeitenden: Angefangen bei einem tollen Team und viel Raum für Ideen bis hin zu einmaligen Weiterbildungsangeboten und besten Aufstiegsmöglichkeiten bietet Lidl vielfältige Möglichkeiten für gemeinsames Wachstum.



Karrierechancen auf karriere.lidl.ch

Kiss of Fire — Das Lied «Kiss of Fire» ist ein Tango. Wir haben es als Jugendliche in der Tanzstunde gehört. «Though I see the danger, still the flame grows higher / I know I must surrender to your kiss of fire.» Genau so habe ich das Sehnsuchtsgefühl erlebt.

Nachdem ich meinen Mann geheiratet hatte, war es nicht so rosig. Er war ein sehr schöner Mann, er hatte blonde Haare und ganz blaue Augen. Ich war verliebt in ihn, aber wir waren beide sehr unerfahren. Bald wurde es zur Routine mit ihm.

Ein Italiener hat für uns als Hilfsarbeiter geschafft. Er hiess Nicolas und sah aus wie ein Gorilla: klein und haarig. Ich wusste, dass er auf mich stand. Ich war 26, er 21. Einmal mussten wir zusammen eine grosse Matratze abholen. Es war Sommer. Ich trug ein weisses Kleid, kurz und eng. Weil die Matratze die Beifahrertür versperrte, musste ich über ihn ins Auto steigen. Er kippte mich um und fasste mich an. Meine Beine waren auf dem Steuer- rad. Ich war überrascht, aber ich mochte es. Ich wollte es. Er war ganz lieb und sanft. Ich habe Sterne gesehen.

Wir mussten immer wieder Dinge abholen und transportieren. Mit ihm war es wirklich der Kuss des Feuers. Es war pure Sehnsucht und fühlte sich an, als ob ich keine Luft mehr bekäme. Dann hat Nicolas seine Cousine in Süditalien geheiratet. Er war plötzlich weg und unsere Geschichte war vorbei.

Jeannette Senz, 86

Zeitgeist

Zeitschrift für Storytelling
und altersgerechte Gestaltung

Hier erzählen Bewohnende des Alterszentrums Laubegg ihre Geschichte. Eine Zusammenarbeit mit «Zeitgeist». Text aufgezeichnet von Carolyn Kerchof.

Zürcher Studierendenzzeitung
95. Jahrgang
Ausgabe # 5/17
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Melanie Oros
geschaeftsleitung@medienverein.ch

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campus Media, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campus-media.ch

Inserateschluss # 6/17: 17.11.2017

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'814 (WEMF 2017), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 5/17: 13.10.2017

Redaktion
Oliver Camenzind [cam], Karina Gander (Bildredaktion), Adelina Gashi, Reto Heimann, Stephanie Meier, Basil Noser, Kevin Solioz, Dominique Zeier

Mitarbeit
Jan Bolliger, Anna-Luna Frauchiger, Emika Märki, Solange Morel [som], Anna Lisa Ramisberger [ali], Nathalie von Riedmatten, Michael Stähli, Lara Tschanz, Katharina Werner

Bilder und Illustrationen
Severin Bigler, Oliver Camenzind, Karina Gander, Reto Heimann, Stefan Kraft, Marco Rosasco, Kevin Solioz

Aufschlagseite: Marco Rosasco

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 5/17
Stiller Has – Znüni näh





Camenzind

Im Mittelland

The Blues — Man fahre nach Olten, Aarau oder wahlweise auch nach Grenchen. Warum? Einfach so. Zu sehen gibt es da nämlich kaum etwas, von ein paar alten Wirtsstuben, einer Kaserne oder Industriebauten aus den Achtzigern abgesehen. Umso mehr gibt es dafür zu fühlen: Den reinen, unverfälschten Blues des Schweizer Mittellandes. Besonders schön zu erleben bei einem Cordon bleu und einer Stange Bier im Bahnhofbuffet Olten. Guten Appetit!



Gander

#HowIWillChange

Reagieren — Nach dem #Aufschrei kommt nun #MeToo und schlägt im Netz wie eine Bombe ein. Die Jungs lassen es nicht auf sich sitzen und reagieren mit einem begleitenden Hashtag. Denn sie wollen nicht nur zusehen, sondern etwas gegen den alltäglichen Sexismus unternehmen. Zum Beispiel in Situationen, in denen jemand belästigt wird, Zivilcourage zeigen. Mit #HowIWillChange versprechen sie, bessere Zuhörer zu sein und Verantwortung zu übernehmen!



Heimann

Nolympia

Investieren — Was ich mit einer Milliarde Franken machen würde? Schwierig zu sagen. Vielleicht würde ich den Welthunger angehen. Die Altersvorsorge reformieren. Geflüchteten ein besseres Leben in Europa ermöglichen. Kultur fördern. Ja, vielleicht bin ich ein Idealist. Aber als solcher weiss ich auch, was ich mit der Milliarde nicht machen würde: Olympische Winterspiele in der Schweiz finanzieren.

#Nolympia



Zeier

Perspektive

Film — Das Buch ist immer besser als der Film – eine Aussage bei der sich manche Filmbegeisterte gerne die Haare raufen. Aber es stimmt, es ist stets wagemutig, sich ein geliebtes Buch auf der Leinwand anzusehen. Dieses Mal wurde ich allerdings nicht enttäuscht. The Glass Castle ist, für sich genommen, ein äusserst mitreissender, eindrücklicher und emotionaler Film. Ist er besser als das Buch? Nein, natürlich nicht. Aber das muss er eben auch gar nicht.



Gashi

#girlcrush

Musik — Ich dachte ja eigentlich, dass das Fanssein vor allen Dingen Teenagern vorbehalten ist und man mit dem Älterwerden aus so etwas rauswächst. Tja, falsch gedacht. Ich bin grosser Fan der Sängerin Banks und komme nicht umhin, für sie zu schwärmen: Ihr dunkler elektronische R'n'B, die schonungslos ehrlichen Lyrics und ihr geheimnisvolles Charisma ziehen mich jedes Mal aufs Neue in den Bann. Letzten Monat ist ihr neuer Song «Underdog» erschienen – mein Fan-Herz schlug prompt schneller!



Noser

35mm

Fotografie — «Kommst du raus?» – «Ja, aber nicht bis spät. Muss morgen arbeiten.» Das sagt er jedes Mal. Und meistens wird es doch spät. Zum Glück, denn wenn es spät wird, entstehen seine Bilder. Ein unverblümter Blick in die Parallelwelt nach dem 8-Stunden-Tag. Analog. Rau. Ehrlich.

<http://clrlmx.tumblr.com>



Solioz

Leben in wenigen Worten

Buch — «Sie versucht, sich für etwas zu interessieren. Aber immer, wenn sie sich für etwas interessiert, muss sie ans All denken.» Diese und weitere Miniaturen versammeln sich in Judith Kellers neuem Buch «Die Fragwürdigen». Die dichten und kurzen Texte sind wie Pralinen. Erst wenn man sie genüsslich auf der Zunge zergehen lässt, entfalten sie ihr volles Aroma. Und hat man einmal angefangen, kann man kaum mehr aufhören.

«Die Fragwürdigen», Judith Keller. Der gesunde Menschenversand 2017.



Meier

Irchelbar

Chillen — Endlich, endlich gibt es auch am Irchel ein gemütliches Plätzchen für die Kaffeepause oder das Feierabendbier. Zwar hat der Spass auch seinen Preis, mal abgesehen vom Standardbier, aber die Lage und die Auswahl an Snacks und Getränken machen einen Besuch trotzdem absolut lohnenswert. Und wenn man noch die freundliche, (mehrheitlich) studentische Bedienung mitzählt, kann das BqM gleich einpacken!

Die gute Stube

Tausende Studierende wohnen in WGs, wenn sie von daheim ausziehen. Das ist aus ökonomischer und sozialer Sicht interessant. Zeit für einen Besuch.





Wohnzimmer im Studentenhaus Allenmoos

Ungewohntes Wohnen

Zwei Frauen mit 60 Jahren Altersunterschied wohnen zusammen. Ein katholisches Studentenhaus setzt auf strenge Auswahlkriterien. Zwei Porträts ungewöhnlicher Wohnformen.

Adelina Gashi, Dominique Zeier (Texte) und Marco Rosasco (Bilder)

Studentenhaus Allenmoos

Das Studentenhaus Allenmoos erinnert auf den ersten Blick ein wenig an ein Hotel: Neben Fotoleinwänden mit Motiven wie Monets Seerosen zieren Ölgemälde die Wände dieses Wohnheims, in jedem Raum scheinen das Mobiliar und die Dekoration farblich abgestimmt. Eine Wendeltreppe führt in das obere Stockwerk, wo sich das Wohnzimmer mit den königsblauen Jugendstil-Sesseln befindet. Wer hier wohnt, dem wird mehr als der Durchschnitt geboten.

Jedes Jahr schreiben sich Tausende Menschen neu an der Universität Zürich oder ETH ein. Für viele von ihnen bedeutet dies, dass sie ihren Heimatort verlassen und ihr Leben in die Limmatstadt verlegen müssen. Die Eingewöhnung in das neue Umfeld ist mühsam. «Wir möchten unseren Bewohnern genau diese Dinge erleichtern», erklärt Matteo. Matteo ist der Sekretär des Studentenhauses Allenmoos. Für ihn ist klar: «Wir sind mehr als eine Zweckgemeinschaft!»

Offen für alle

Das Studentenhaus Allenmoos wurde vor fast 26 Jahren gegründet und gehört zur christlich orientierten Kulturgemeinschaft Arbor. Neben dem Allenmoos betreibt Arbor die Zürcher Wohnhäuser Sonnegg und Goldbrunnen. Das Haus, dessen Leitbild katholisch inspiriert ist, möchte Studierenden mehr bieten als bloss ein Dach über dem Kopf: «Wir unterstützen unsere Bewohner einerseits in ihrem Studium, indem wir ihnen optimale Lernbedingungen bieten, möchten aber andererseits ihre Kulturkompetenz fördern und für ein familiäres Ambiente im Studentenhaus sorgen», so Matteo. Jährlich bewerben sich Dutzende junge Männer um ein Zimmer, obwohl das Haus nur über 22 Plätze verfügt. Die Auswahlkriterien für die Bewohner sind strikt. Gute schulische Leistungen, ausserschulische Engagements und ausformulierte Lebensziele sind Voraussetzungen, um sich für ein Zimmer bewerben zu können. Anschliessend werden aus dieser grossen Zahl Bewerber etwa 15 zum Vorstellungsgespräch eingeladen, wobei durchschnittlich etwa fünf Zimmer vergeben werden. Im Bewerbungsgespräch geht es schliesslich darum, die

Leiter des Hauses zu überzeugen: «Obwohl uns die Leistungen unserer Bewerber durchaus wichtig sind, ist es das Auftreten, das im Vorstellungsgespräch entscheidet, ob derjenige für unser Studentenhaus geeignet ist. Wir wünschen uns keine Einzelgänger, die sich ständig in ihrem Zimmer verschanzen, sondern Mitbewohner, die sich gerne beteiligen wollen.» Wer die Leitung des Hauses schliesslich überzeugt, erhält ein Zimmer, schlicht eingerichtet mit Bett, Schreibtisch und Kleiderschrank. Gleichzeitig stehen einem mehrere Lern- und Aufenthaltsräume zur Verfügung und man ist nun Teil einer Gemeinschaft, die zusammen lernt, kocht und viel unternimmt. «Jeden Sonntag gehen die Bewohner beispielsweise gemeinsam Fussball spielen», erzählt Matteo. Neben Kinoabenden und Pub-Besuchen gibt es zudem wöchentliche Vorträge und Diskussionen, wo die Bewohner sich mit bekannten Personen aus der Wirtschaft austauschen können. Eine weitere Besonderheit des Allenmoos ist die hauseigene Kapelle. Matteo betont jedoch, dass das Studentenhaus allen offen steht, unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit. Obwohl das religiöse Programm nicht Pflicht ist, ist spürbar, dass das Allenmoos katholisch geprägt ist: Es finden wöchentliche Betrachtungen statt, in jedem Zimmer hängt ein Bild der Heiligen Maria, und Besuch über Nacht ist nicht erwünscht.

Wohnen für Hilfe

Anders lebt die 24-jährige Jia Zhang aus China. Für ihre Masterarbeit und ihr Doktorat in Biomedizintechnik an der ETH ist sie vor rund drei Jahren in die Schweiz gezogen. Seit zwei Jahren lebt sie zusammen mit Barbara Hugentobler-Rudolf in einer Wohngemeinschaft – eigentlich nichts Aussergewöhnliches für eine Doktorandin, wäre da nicht der Altersunterschied. Barbara ist 84 Jahre alt.

Gefunden haben sich die beiden über die Plattform «Wohnen für Hilfe» der Stiftung Pro Senectute Kanton Zürich. Barbara erklärt: «Ich habe mich vor ca. 7 Jahren für das Projekt angemeldet. Ich wünschte mir jemanden im Haus, damit ich unterwegs sein kann, besonders, weil ich damals meinen Mann zu Hause gepflegt habe, der an Demenz erkrankt war.»



BENEDICTVS QVI VENIT IN NOMINE DOMINI

IN NOMINE DOMINI QVI VENIT IN NOMINE DOMINI

Ein Mitbewohner fand sich auch schnell. Er und zwei seiner Nachfolger blieben aber jeweils nur sechs Monate bis rund ein Jahr. «Ich habe mich mit allen gut verstanden», sagt Barbara, «die Gründe für den Auszug waren stets ausserhalb unserer Macht. Mit zweien bin ich noch heute in Kontakt.»

Dann bewarb sich Jia für das Zimmer in Barbaras Haus. «Zuvor hatte ich in einem Studentenwohnheim der WOKO gelebt. Mein Vertrag war aber auf ein Jahr beschränkt», erzählt sie. Als das Ende ihres Mietvertrags nahte, suchte sie nach einer neuen Möglichkeit. Sie entdeckte das Projekt «Wohnen für Hilfe». «Das Zusammenleben mit Personen aus einer anderen Generation kann hilfreich sein», erklärt sie. «Zu Hause musste ich nicht oft mithelfen. Meine Mutter hat immer für mich gekocht, geputzt und meine Wäsche gemacht. Als ich in die Schweiz kam, musste ich das alles erst lernen. Dabei konnte Barbara mich sehr unterstützen.»

Erfolge und Glücksmomente teilen

Das Zusammenleben der Generationen funktioniert von beiden Seiten her gut. In Jias Mietvertrag steht, dass die Anzahl Quadratmeter ihres Zimmers für die Anzahl Stunden steht, die sie pro Monat im Haus mithelfen muss. Für Jia sind dies 12 Stunden. «Wir zählen aber nicht akribisch», sagt Barbara. «Es macht keinen Sinn, fünf Minuten Abwasch und 30 Sekunden Koffertragen aufzuschreiben.» Das Arran-

gement funktioniere auch so gut. Das Wichtigste sei, dass immer jemand da ist, mit dem sie sprechen kann, sagt Jia. «Die Arbeit an meiner Dissertation übt oft grossen Druck auf mich aus, und manchmal vermisse ich meine Familie. Barbara unterstützt mich dabei sehr; besser vielleicht, als weniger reife Menschen dies könnten.» Es sei aber auch schön, Erfolge und Glücksmomente mit jemandem teilen zu können. Natürlich verbringe sie auch einige Abende mit ihren Freunden, sagt Jia. Wenn sie nach Hause zurückkommt, brennt immer ein Licht für sie, damit es nicht zu dunkel ist. Dies bedeutet, dass sie daheim angekommen ist. Dem stimmt auch Barbara zu: «Jia ist für mich mittlerweile wie eine Enkelin geworden. Sie gehört einfach zur Familie.»

Kulturaustausch

Man müsse sich aber bewusst sein, worauf man sich einlässt, sagt Barbara. Offenheit, Flexibilität und ein Wille zur Akzeptanz seien ein Muss. «Ich habe Freunde, die es stören würde, immer jemanden im Wohnzimmer oder der Küche zu haben. Aber ich geniesse das. So bin ich nicht alleine.» Natürlicherweise kommt es auch zu einem Kulturaustausch. So begleitet Jia Barbara zu Konzerten und zu Anlässen wie dem Sechseläuten. Sie versucht sich im Gegenzug an chinesischen Gerichten. «Am schönsten ist, dass wir uns immer gegenseitig eine gute Nacht wünschen, bevor wir zu Bett gehen», meint Jia. ◇



Welcher WG-Typ bist du?

Kevin Solioz (Text und Bilder)



1. Der Saubermann

Als du in die WG einzogst, gab er dir gleich die Einführung in den Putzplan und erklärte dir das Farbkonzept der Putzlappen und Reiniger. Am Sonntagmorgen wachst du schon um 8 auf: Er ist wieder mit dem Staubsauger am Werk, und dich beschleicht das Gefühl, dass er dich damit aufwecken und für deine Schmutzdeliquenz strafen will.



2. Die Style-Fetischistin

In der Garderobe hat es wegen ihrer zehnten Trenchcoats keinen Platz. Sie kritisiert mit Vorliebe die Poster, die du aufgehängt hast, und unterstehe dich, die Pflanzen auf der Kommode zu verschieben! Ihre Kaffeemaschine kann übrigens niemand bedienen, deshalb stehen jetzt zwei da. Kürzlich hast du bemerkt, wie sie deine ulkige Lieblingstasse beiseite gestellt hat, um eine Instagram-Story zu machen.



3. Der Ninja

Du kommst nach Hause und rufst «Hallo». Erwarte ja keine Antwort vom Ninja. Seine Zimmertür ist immer geschlossen. Nur sehr selten gibt er ein Lebenszeichen von sich. Du verbringst ganze Abende abwechselnd im Gefühl, er sei weg und er sei in seinem Zimmer. Eigentlich zeugen nur Spuren von seiner Existenz, eine Pfanne auf dem Herd oder ein Düftchen im Bad.



4. Die Exhibitionistin

Wieso überhaupt einen BH tragen? Sie findet das eine völlig überflüssige Erfindung. Türen übrigens auch. Ist doch praktisch, sie beim Duschen offen zu lassen, dann kann man trotzdem noch aufs Klo. Privatsphäre ist für sie allgemein ein Fremdwort. Sie kann nicht verstehen, dass du es nicht magst, wenn sie einfach in dein Zimmer platzt. Du hast ja nichts zu verheimlichen, oder?



5. Der Bonze

Man fragt sich, wieso er überhaupt noch in einer WG wohnt. Du hast den leisen Verdacht, dass eine Putzfrau seine Ämtli erledigt. Komischerweise steht seine gepflegte Erscheinung in krassem Kontrast zu seinem vernachlässigten Zimmer. Der Reichtum paart sich anscheinend gern mit der Unselbstständigkeit. Gekocht hat er, soweit du dich erinnern kannst, noch nie, dafür stapeln sich im Gang die Pizzaschachteln.



6. Der Vielfrass

Hattest du nicht letzte Woche eine Tafel Schokolade gekauft? Oder wirst du langsam paranoid? Sicherheitshalber hast du in der obersten Schublade deiner Kommode einen kleinen Notvorrat an Essen angelegt. Wenn er draussen auf dem Balkon kiff, musst du den Kühlschrank notfallmässig evakuieren. Mittagessen für den nächsten Tag vorzubereiten, hast du schon lange aufgegeben.



7. Der Weltverbesserer

Du hast nicht die Bio-Eier gekauft und schämst dich jetzt deswegen. Verzweifelt versuchst du, sie im Kühlschrank zu verstecken, vergeblich. Er wird es merken und dir mit einem Blick zu verstehen geben. Sein Lieblingspruch: «Das muss man nicht gleich wegwerfen! Das bisschen Schimmel kann man doch abschneiden, so eine Verschwendung!» Neben ihm fühlst du dich sowieso wie ein völlig unmoralischer Mensch. Mit Vorliebe nimmt er Fremde in die WG auf. Kein Problem, meint er dann, bleib ruhig ein paar Wochen hier.



8. Das Mami

Sie hat dir schon wieder ein Tupperware mit Mittagessen bereit gemacht, obwohl du ihr immer sagst, das sei wirklich nicht nötig. Im WG-Chat ist sie super aktiv und macht dir unterschwellig ein schlechtes Gewissen, wenn du zweimal hintereinander nicht zum Nachtessen kommst. Jetzt klopft sie schon wieder an deine Tür und fragt, ob du noch 60-er Wäsche hast, die sie mitwaschen soll. Sie ist viel zu nett und du glaubst deswegen dauernd, in ihrer Schuld zu stehen. Böse sein kannst du ihr trotzdem nicht.



9. Der Schluckspecht

Ein Wochenende ohne Party ist ein verlorenes Wochenende, so sein Motto. Das Gemüsefach hat er längst zum Bierfach umfunktioniert. Sein Bett hat er taktisch gleich am Eingang seines Zimmers platziert, damit er nachts besser hineintorkeln kann. Trotzdem bringt er es jedes Mal fertig, wenn er bei Sonnenaufgang nach Hause kommt, mit seinem Gerumpel alle aufzuwecken. Bereits zwei Wochen nach der letzten WG-Party drängt er schon zur nächsten.



Professor Harald R. Stühlinger

Die Stadt – unser Zuhause

Zwei Experten beurteilen
die gegenwärtige Lage des
Wohnungsmarktes und
denken über das Wohnen
der Zukunft nach.

Oliver Camenzind

Die Entwicklung einer Stadt geht uns alle an. Denn sie ist unser Zuhause. Kein Wunder, dass auch alle eine Meinung haben, wenn es um Vorhaben geht, die die Benutzbarkeit oder das Erscheinungsbild der Stadt verändern. Angesichts dieser Fülle von Bedürfnissen und Meinungen einen einzigen, umsetzbaren Kompromiss auszuarbeiten, dürfte schwer fallen. Mit dieser Aufgabe ist André Odermatt, Vorsteher des Städtzürcher Hochbaudepartements, betraut. Die Kompromisse der Vergangenheit und Gegenwart untersucht Harald R. Stühlinger, Professor für Architektur- und Baugeschichte.

Herr Stühlinger, viele Junge ziehen von zu Hause aus, wenn sie ihr Studium beginnen. Ist der Anspruch berechtigt, in derselben Stadt leben zu können, wo man auch arbeitet oder studiert?

Der Anspruch ist durchaus berechtigt. Das freiwillige Aufgeben der gewohnten Umgebung, das Verlassen der «comfort zone», kann gerade zu Beginn des Studiums in jeder Hinsicht bereichernd sein. Hier spreche ich mich daher besonders für einen Umzug an den Studienort aus. Das Wohnen in einer neuen Umgebung verändert nicht nur den Blick auf die Welt, sondern auch das «Sich-in-der-Welt-Befinden». Mir ist jedoch bewusst, dass dies nur für einen privilegierten Teil der Gesellschaft finanziell möglich ist.

Die Alternative zur WG ist für viele, daheim bei den Eltern zu bleiben, schnell zu studieren und nach dem Abschluss möglichst bald einen gut bezahlten Job anzunehmen. Entspricht das dem Geist unserer Leistungsgesellschaft?

Ich denke, dass das mit Bequemlichkeit und teils beschränkten finanziellen Möglichkeiten zu tun hat und nur bedingt etwas mit unserer auf Leistung ausgerichteten Gesellschaft. Das sollte aber nicht nur negativ verstanden werden: Für viele junge Menschen sind das durch Jahre hindurch aufgebaute soziale Netzwerk und die Rolle der Familie nicht nur wichtig, sondern ungemein identitätsfördernd. Diese andernorts zu pflegen, kostet viel Kraft.

Die ETH hat auf dem Hönggerberg Wohnungen für Studierende errichtet. Wohnen, Studieren, Arbeiten und Freizeit an einem Ort – ist das die Zukunft, oder was halten Sie davon?

Diese Kombination entspricht den Grundzügen eines auf Leistung ausgerichteten Modells von Studium. Was hier als Funktionsmischung am Campus apostrophiert wird, ist tatsächlich eine Retortensituation, die so in der Stadt – und dieser Campus versteht sich immer mehr als ein Stück «Stadt» – nie vorkommt, aus gutem Grund.

Die studentische WG wird gemeinhin als Übergangslösung begriffen: Man ist jung und muss billig wohnen. Dann wird man «erwachsen»

und kann sich eine eigene Wohnung leisten. Dabei ist die WG eine effiziente Wohnform, die doch förderungswert wäre?

Ich halte das Konzept des Mehrgenerationenwohnens für eine sozial durchaus effiziente Wohnform. Die Fortführung der WG als Wohnform im Erwachsenenalter läuft den detektierbaren Individualisierungstendenzen in der Gesellschaft entgegen. Man müsste Konzepte andenken, bei denen WGs nicht als Wohngemeinschaften, sondern eher als Wohnungsgemeinschaften zu denken wären. Also als Baugruppen, bei denen sich unterschiedliche Eigentümer zusammenfinden, um einen Wohnhausneubau zu realisieren. Das ist dann interessant, weil es in diesen Baugruppen meist kleine Wohneinheiten gibt, die unter Wert vermietet werden, um finanziell schlechter Gestellten trotzdem gutes Wohnen zu ermöglichen. Sozusagen als Gabe an die Gesellschaft.

Trotz aller Effizienz – unter den Bedingungen des freien Marktes ist sogar die WG teuer. Ein Immobilienbesitzer führte unlängst die hohen Mieten darauf zurück, dass Bauen teurer geworden sei. Ist am Ende die Architektur an der gegenwärtigen Situation auf dem Wohnungsmarkt schuld?

Architektur ist per se kein Agens. Ich denke, das ist eher ein Problem der Immobilienbranche als der

Architektenschaft. Vielleicht vermietet man eine Wohnung, die als WG vermietet wird, teurer, als wenn man sie als Einfamilienwohnungsvermieten würde.

«Der Campus Höggerberg ist eine Retorte.»

Gemeinschaftliches Wohnen ist zurzeit sehr en vogue, dennoch ist die immerwährende Sehnsucht nach möglichst viel Raum zur Selbstverwirklichung noch lange nicht tot. Wie stellen Sie sich das zukünftige Wohnen vor?

Wohnen hat sich in der heutigen Form vor mehreren Tausend Jahren zu entwickeln begonnen und sich über die letzten Jahrhunderte immer mehr ausdifferenziert. Die Funktion des Wohnens, die Art der Wohnung, die Rituale des Wohnens sind sehr tief in unsere kulturelle DNA eingeschrieben. Betrachtet man die Revolution, die die Protagonisten der klassischen Moderne bezüglich des Wohnens postulierten, so trat nur in Teilen ein wirklicher Wandel ein. Wohnen ist und bleibt ein individueller Akt. Ich stelle mir das zukünftige Wohnen – wenn ich das überhaupt generalisierend beantworten möchte – so vor, dass jede und jeder ihren und seinen privaten Freiraum zugestanden bekommt, um sich als Mensch, als Person und als Mitglied der Gesellschaft frei und kreativ entwickeln und verwirklichen zu können.



Stadtrat André Odermatt

Herr Odermatt, die Stadt Zürich setze sich für «Durchmischung» und «sozialpolitische Stabilität» ein, heisst es im «Programm Wohnen» von 2017. Gleichzeitig lässt man eine Europaallee zu, vom «urbanen Albtraum» Zürich-West nicht zu reden. Das widerspricht sich doch?

Genauso wie der Einsatz für eine gute Durchmischung und die sozialpolitische Stabilität ist im Programm Wohnen auch das Ziel formuliert, Zürich als attraktive Wohnstadt für alle Bevölkerungsschichten und Altersgruppen zu erhalten. Dazu leisten sowohl die Europaallee als auch Zürich-West ihren Beitrag. Darüber hinaus tragen beide Gebiete natürlich wesentlich zur Attraktivität Zürichs als Arbeitsplatzstandort bei, auch das ist Teil einer vielfältigen, durchmischten Stadt. Es ist aber in der Tat so, dass es die Stadt damals versäumt hat, einen gewissen Anteil gemeinnütziger Wohnungen von den Investoren einzufordern. Wir haben daraus gelernt und handhaben das heute viel besser, die Projekte an der Zollstrasse und auf anderen SBB-Arealen sind gute Beispiele dafür.

Die Stadt ist bemüht, gerechten Wohnungsbau zu fördern. Dennoch hat eine Erhebung des «Tages-Anzeigers» gezeigt, dass die Mietpreise in der Stadt Zürich zwischen 2000 und 2015 um 60% gestiegen sind. Eine 4-Zimmer-Wohnung kostet

demnach im Durchschnitt über 2700 Franken. Wo sollen Menschen mit tiefem Einkommen, zum Beispiel Handwerkerinnen und Arbeiter oder Studierende, künftig wohnen?

Der neue wohnpolitische Grundsatzartikel in der Zürcher Gemeindeordnung wurde 2011 von der Stimmbevölkerung mit deutlicher Mehrheit angenommen. Bis ins Jahr 2050 soll gemäss diesem Artikel der Anteil gemeinnütziger Wohnungen an den Mietwohnungen in der Stadt einen Drittel betragen. Das ist beileibe kein Spaziergang, der Markt ist umkämpft und der Druck hoch. Wir sind aber mit bereits knapp 30 % im weiteren Sinne gemeinnützigen Wohnungen auf einem guten Weg, auch in Zukunft erschwinglichen Wohnraum für alle Einkommensschichten zu sichern. Nicht zuletzt haben die deutlich günstigeren Mieten der gemeinnützigen Wohnungen auch eine mietzinsdämpfende Wirkung auf den renditeorientierten Wohnungsmarkt. Ein weiterer Grund, warum ich mich als SP-Stadtrat deziert für mehr gemeinnützigen Wohnraum einsetze.

Drei Viertel der gemeinnützigen Wohnungen befinden sich im Besitz von Genossenschaften – also von Privaten. Zwar arbeitet die Stadt eng mit den Genossenschaften zusammen. Die Frage aber bleibt: Lagert die Stadt damit nicht ihre Verantwortung aus, günstigen Wohnraum zur Verfügung zu stellen, bzw. wäre es nicht nachhaltiger, die Stadt würde vermehrt selber bauen?

Die Stadt fördert seit über 100 Jahren den gemeinnützigen Wohnungsbau – gegenwärtig plant und baut sie selber so viele Wohnungen wie schon seit geraumer Zeit nicht mehr. Wir nehmen unsere politische Verantwortung also sehr wohl wahr. Die besondere

«Seit 100 Jahren fördern wir gemeinnützigen Wohnbau.»

Berücksichtigung der Genossenschaften hat dabei eine lange Tradition und ich kann sie mit gutem Gewissen als Erfolgsmodell bezeichnen. Beide, die Stadt wie auch die Genossenschaften, sind dem Prinzip der Kostenmiete verpflichtet. Das heisst, dass die Mieteinnahmen nur die anfallenden Kosten inkl. Rückstellungen decken und keine Rendite abwerfen dürfen. Über diese Gemeinsamkeit hinaus leisten sie aber ihren jeweils ganz spezifischen Beitrag zum Erhalt und zum Ausbau des Anteils an gemeinnützigem Wohnraum und zur sozialen Durchmischung. Daraus entsteht ein Mix, der in seiner Vielfalt sehr nachhaltig ist.

Schon Max Frisch hat festgehalten, welches Potenzial eine Gemeinschaft aus der Hand gibt, indem sie ihren Grund und Boden verkauft.

Irgendwo muss man ja schliesslich wohnen. Ist es daher nicht an sich stossend, dass Unternehmen und Private sich an einem Grundbedürfnis anderer bereichern?

Das sind wichtige und sehr grundsätzliche Überlegungen und es gilt zu tun, was in unserem Rechtssystem dahingehend möglich ist. Mit ihrer aktiven Bodenpolitik betreibt die Stadt einen sorgfältigen, vorausschauenden Umgang mit dem kostbaren Gut Boden. Die Abgabe von Land erfolgt grundsätzlich immer im Baurecht und an gemeinnützige Bauträgerschaften. Zudem erwirbt die Stadt zum Ausbau des gemeinnützigen Anteils Wohnungen auch Land und Liegenschaften von Privaten – ein prominentes Beispiel ist das Koch-Areal. Mit diesen Massnahmen wird der städtische Grund und Boden nachhaltig der Spekulation entzogen.

«Städtischer Grund wird vor Spekulation geschützt.»

Von Mitte der 1960er bis in die späten 1980er Jahre nahm die Stadtbevölkerung kontinuierlich ab. Dann blieb sie einigermaßen konstant, um zu Beginn des neuen Jahrtausends wieder zuzunehmen. Wie sehen Sie die Stadt Zürich in der Zukunft – als unbezahlbare Grossstadt im Stile Londons, oder halten Sie eine Trendwende in der Stadtentwicklung für möglich?

Die Stadt wird weiter wachsen und der Druck auf den Wohnungsmarkt wird in absehbarer Zeit nicht abnehmen. Um einer Verdrängung und Entmischung entgegenzuwirken, muss die Stadt über die genannten Massnahmen hinaus auch den Dialog und die Kooperation mit privaten Akteurinnen und Akteuren intensivieren und zudem wirkungsvolle gesetzliche Grundlagen entwickeln, um bei Um- oder Aufzonungen bestimmte Mindestanteile an preisgünstigem Wohnraum einfordern zu können. Von Verhältnissen wie in London – dort nahm die Wohnungsmisere in den 1980er Jahren mit den neoliberalen Privatisierungsmassnahmen Margaret Thatchers ihren Anfang – sind wir zum Glück weit entfernt. Im Gegenteil: Mit dem Ausbau des Anteils gemeinnütziger Wohnungen tragen wir nachhaltig zur hohen Attraktivität und Lebensqualität unserer Stadt bei – davon bin ich überzeugt, und dafür setze ich mich ein. ◇

Zu den Personen

Harald R. Stühlinger studierte Architektur und Kunstgeschichte. Seit diesem Jahr ist er Professor für Architektur- und Baugeschichte an der FHNW.

André Odermatt promovierte in Geographie und war bis 2010 an der Abteilung für Wirtschaftsgeographie an der Uni Zürich tätig. Seither ist er Stadtrat und Vorsteher des Hochbaudepartements.

Günstig wohnen ist möglich

In Zürich eine bezahlbare Wohnung zu finden, ist schwierig. Für Studierende gibt es aber verschiedene Möglichkeiten, die hohen Preise zu umgehen.

Karina Gander und Reto Heimann

Eine zentral gelegene Bleibe in Zürich zu finden, ist eine echte Herausforderung. Vor allem, wenn man Vollzeit studiert und daher nicht viel verdient. Bewirbt man sich für eine Wohnung, hat man Glück, wenn sich die Warteschlange nicht um das ganze Haus zieht. Oder man sucht ein WG-Zimmer und buhlt mit 20 Anderen um die Aufmerksamkeit der Bewohnenden. Zum Glück gibt es die eine oder andere Organisation, die sich dafür einsetzt, solchen jungen Leuten zu helfen.

Juwo

Der Verein Jugendwohnnetz – kurz Juwo – vermittelt seit über 30 Jahren günstigen Wohnraum für junge Menschen mit bescheidenen Mitteln. Der Verein vermietet derzeit über 800 Wohnungen an rund 2'000 junge Mieterinnen und Mieter. Die Immobilien sind meist etwas älter, deshalb aber nicht weniger charmant. Das Wichtigste ist jedoch, dass sie sehr zentral in der Stadt verteilt und günstig sind!

Es werden Mietgesuche von Jugendlichen zwischen dem 16. und 28. Altersjahr entgegengenommen. Danach bleibt man bis zum vollendeten 30. Altersjahr mietberechtigt. Das Angebot richtet sich ausschliesslich an diejenigen, die gerade ein Studium oder Praktikum absolvieren. Das Brutto-Einkommen darf dabei 2500 Franken pro Monat nicht überschreiten (inkl. Stipendien sowie Unterhaltszahlungen der Eltern oder Dritter). Dabei werden regelmässig Kontrollen durchgeführt und es wird überprüft, ob man noch die Kriterien erfüllt.

WOKO

Die Studentische Wohngenossenschaft WOKO vermietet ihre Liegenschaften nur an Studierende. Insgesamt verwaltet die WOKO 3'000 Zimmer in 65 Liegenschaften in Zürich und Winterthur. Im Gegensatz zur Juwo vermietet die WOKO nämlich keine Wohnungen, sondern nur einzelne WG-Zimmer.

Die Anmeldung ist denkbar einfach: Auf der Website sind die Kontaktdaten der Wohnung, in der ein Zimmer frei wird, ersichtlich. Die Interessentin oder der Interessent macht einen Besichtigungstermin mit den bereits in der WG Wohnenden aus. Diese entscheiden selbstständig, wen sie aufnehmen wollen.

Ist das geschehen, schliesst der oder die Glückliche einen Wohnvertrag mit der WOKO ab. Wer einmal ein Zimmer bei der WOKO gefunden hat, darf eine ganze Weile darin wohnen bleiben: Die maximale Mietdauer beträgt acht Jahre. Ein Zimmer kostet nach Angaben der WOKO im Schnitt 500 Franken.

Die WOKO ist als Genossenschaft unabhängig und selbstverwaltet. Sie bezieht keinerlei Subventionen. Ihre Mitglieder setzen sich unter anderem aus dem VSUZH, dem VSETH und den Ehemaligen der Universität Zürich zusammen.

Uni und ETH

Auch die Uni und ETH unterhalten zusammen eine Wohnungsvermittlungsstelle für Studierende. Im Gegensatz zu Juwo und WOKO verwalten Uni und ETH aber selber keine Liegenschaften. Sie vermitteln bloss zwischen privaten Vermietern und Angehörigen der Universität Zürich und der ETH. Über die Online-Suchmaske ist Interessierten die Möglichkeit geboten, nach ganzen Wohnungen, Zimmern in WGs oder Studierendenhäusern zu suchen.

Nebst dem Angebot zur Wohnungssuche versteht sich die Vermittlungsstelle auch als Beraterin. Worauf ist beim Ausziehen zu achten? Wie findet man am schnellsten eine Wohnung? Wie schaut es mit der Finanzierung aus? Alles Fragen, die auf der Website oder telefonisch beantwortet werden.

Genossenschaften

Tipp für etwas Geduldigere: Rund 60'000 Wohnungen in der Stadt Zürich sind Genossenschaftswohnungen. Die allermeisten Genossenschaften führen Wartelisten. Einmal auf so einer Warteliste gelandet, rutscht man sukzessive nach, bis man am Schluss zuoberst auf der Liste steht. Die Vorteile dabei: Wird einem dann eine Wohnung angeboten, kann ohne Konkurrenz entschieden werden. Das Rangeln bei Wohnungsbesichtigungen erübrigt sich so. Ein weiterer Vorteil: Die Mietverhältnisse sind fast immer unbefristet. Zudem ist der Mietzins für Genossenschaftswohnungen meist akzeptabel. ◇

Im Web

juwo.ch / woko.ch / wohnen.ethz.ch / wbg-zh.ch

Zmittag beim «Finance Club»

Jeden Donnerstag lädt der studentische Verein zu den «Brown Bag Lunches» ein. Das Essen steht dabei nicht im Vordergrund.

Emika Märki (Text) und Reto Heimann (Bild)



An den «Brown Bag Lunches» zeigt sich, wer Karriere machen will.

«Bereit, die Welt zu erobern?» In grossen Lettern prangt diese Frage auf der Webseite des «Finance Club». Mit ebenso grossen Erwartungen steigen Interessierte die Treppen zum bevorstehenden Brown Bag Lunch hinauf.

Wer pünktlich kommt, ist zu spät

Nach dem Kampf durch die Sitzreihen – gut 15 Minuten vor Anlassbeginn ist der Raum bereits rappellvoll – fällt es schwer, einen Blick auf das Slide-Deck des Gastreferenten zu bekommen. Von Essen ist weit und breit weder eine Spur zu sehen noch zu riechen. Entgegen der Namensgebung handelt es sich bei den «Brown Bag Lunches» nämlich nicht um eine kombinierte Lunch- und Infosession. Auf die Frage «Isch da no frei?» kann es durchaus vorkommen, dass die Antwort «Of course, take a seat» lautet. Um 12.13 Uhr beginnt die Session. Am Rand bemerkt: Wer pünktlich kommt, ist zu spät.

Nach einer kurzen Präsentation über die Credit Suisse folgt ein Einblick in den Werdegang des Gastreferenten, gespickt mit Witz und Karriere-Tipps. Er spricht über diverse Finanzprodukte, Kundensegmente und Einflussfaktoren für den jeweiligen Risikoappetit. Bisweilen bricht schallendes Gelächter aus, wenn eine Anekdote aus dem «daily business» erzählt wird.

So viel, wie in eine Hand passt

Nach einer knappen Stunde wird der Hauptreferent von einem Human-Resources-Vertreter abgelöst. Dieser zeigt die Karrieremöglichkeiten innerhalb der Credit Suisse auf. Ob es am hungrigen Publikum oder an den trockenen Slides liegt, ist unklar – auf jeden Fall wirkt die ganze Sache etwas lustlos. Untermalt wird der Input mit dem Hinweis, dass die Informationen auch im Internet ersichtlich seien. Na dann. Als das letzte Klatschen

verebbt, werden die Pforten zum Foyer geöffnet. Der Stehlunch wartet. Zu ergattern gibt es Fleischspiesschen, belegte Brötchen, Linsencurry und Getränke. Wiederum eine Randnotiz: Nimm nur so viel, wie in eine Hand passt. Die andere brauchst du zum Händeschütteln.

Lukrative Stelle am Paradeplatz?

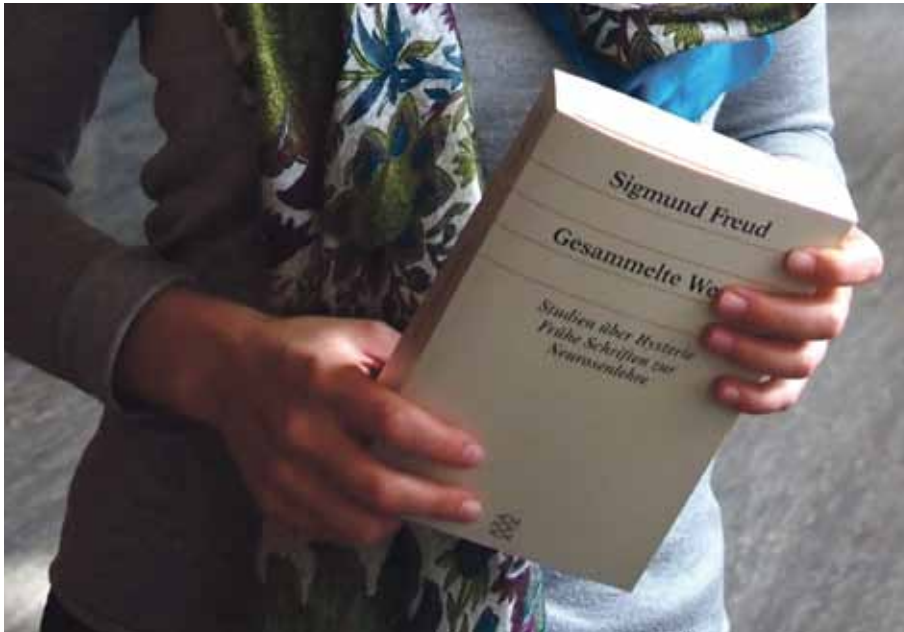
Der Lunch teilt sich in zwei etwa gleich grosse Lager auf. Ambitionierte Studierende umringen die Bankenvertreter, um weitere Insights aus der Credit Suisse zu erlangen, die anderen stürzen sich auf das Buffet. Welchen Eindruck hinterlässt der Brown Bag Lunch? Nach der Finanzkrise suchten Banken verzweifelt nach Jungtalenten. Immer noch? Durch von technologische Entwicklungen, eine wettbewerbsfähigeren Landschaft und die Einmischung von Start-ups wird den Banken nicht nur das Geschäft streitig gemacht, sondern auch der Nachwuchs. Dem Wunsch der jungen Talente nach Selbstständigkeit und dem Einbringen von Kreativität können etablierte Geldhäuser nicht nachkommen. Nichtsdestoweniger kommt nicht das Gefühl auf, dass der Anlass eine reine Fishing-for-Talents-Aktion ist. Der Fokus liegt auf dem Informationsgehalt. Der Hauptreferent war treffend ausgewählt und das Publikum konnte die Chance nutzen, praxisorientierte Fragen zu stellen.

Wer auf eine lukrative Stelle am Paradeplatz hofft, der findet sicherlich Wege, diese zu bekommen. Über den Brown Bag Lunch jedoch nicht. Vielmehr bietet sich hier für alle Brancheninteressierten die Möglichkeit, sich vertieft zu informieren, Fragen zu stellen und potentielle Peers kennenzulernen, mit denen man dann in Zukunft das Büro teilen kann. ◇

Die Couch hat noch nicht ausgedient

Das «Studentische Forum für Psychoanalyse» wünscht sich mehr Anerkennung für die Therapieform, die in Zürich Tradition hat.

Natalie von Riedmatten (Text und Bild)



Dicker Schmöker, doch für viele noch nicht angestaubt: Sigmund Freud.

Zürich war bereits früh eine Hochburg der Psychoanalyse und wird zum Teil sogar als erster Aussenposten dieser damals revolutionären Therapiemethode angesehen. Für Sigmund Freud, der sie an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert entwickelt hat, erwies sich der Burghölzli-Arzt C.G. Jung als wichtiger Verbündeter. Als sich die beiden nach Jahren der Zusammenarbeit und Freundschaft 1912 zerstritten, war die Psychoanalyse schon längst angekommen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wies Zürich angeblich die weltweit höchste Dichte an Psychoanalytikerinnen und -analytikern auf, und noch heute existieren hier mit dem «Freud Institut Zürich» (FIZ) und dem «Psychoanalytischen Seminar» zwei Ausbildungsstätten für diese.

Kein Raum mehr für Psychoanalyse

Hinzu kommen noch vereinzelte Seminare, die sich mit der Thematik auseinandersetzen. Einen Lehrstuhl für Psychoana-

lyse gibt es an der Universität Zürich seit 2013 aber nicht mehr. «Das Schweizerische Forum für Psychoanalyse (SFPa) ist nicht als direkte Reaktion darauf entstanden. Wir wurden aber schon dadurch beeinflusst, dass es hier keinen Raum mehr gab für jene, die sich mit Psychoanalyse beschäftigen wollen», erklärt Vorstandsmitglied Jana Häberlin, die Psychologie im Master studiert und 2015 an der Gründung beteiligt war.

«Schönes Konzept»

Doch warum überhaupt Psychoanalyse betreiben? «Es gibt viel Forschung, wie verschiedene Therapieformen bei psychischen Erkrankungen wirken, und da hat sich gezeigt, dass die Psychoanalyse langfristig genauso gut wirkt wie sogenannte moderne Verhaltenstherapien», sagt Daniel Skoda, ebenfalls Vorstandsmitglied und Psychologiestudent. Für Häberlin ist insbesondere die Ursachenfindung wich-

tig. Es gehe nicht um die Symptombekämpfung, also um das Abtrainieren unangenehmer Verhaltensweisen, sondern in erster Linie darum, die eigenen verdrängten Konflikte zu identifizieren und sich diesen zu stellen. «Bei der Psychoanalyse werden für mich wichtige Elemente wie das Unbewusste berücksichtigt», so Häberlin. Skoda ergänzt: «Es handelt sich ausserdem um eine non-direktive Therapieform im Vergleich zu anderen Methoden. Das heisst, der Therapierende gibt überhaupt keine Anweisungen und es wird auch nicht moralisch geurteilt.» Das halte er für ein schönes Konzept.

Kein Geist ohne Materie

Das SFPa veranstaltet während des Semesters diverse Aktivitäten: Regelmässig werden Vorträge in Zusammenarbeit mit dem FIZ, dem Lacan-Seminar oder anderen Instituten angeboten. Es sei ihnen aber wichtig, sich nicht von diesen abhängig zu machen, denn: «Wir sind ein eigenständiger Verein», so Häberlin. Zusätzlich gibt es eine Lese- sowie eine Traumdeutungsgruppe, die sich je einmal pro Woche treffen. Geleitet werden beide von Daniel Skoda, der sich gegen die Ansicht wehrt, dies habe irgendetwas mit Esoterik zu tun: «Auf dieser Ebene bin ich Materialist. Ich glaube nicht, dass Geist ohne Materie existiert. Die Psyche basiert für mich auf dem Gehirn.» Träume würden aber auf jeden Fall durch unser Unbewusstes geformt und seien nicht nur zufällige Hirnzuckungen, betont er. Letzteres sei lange die vorherrschende Meinung in der Psychologie gewesen, doch neue Forschungsergebnisse sprächen dagegen. Die Psychoanalyse und die ihr zugrunde liegenden Konzepte kämpften zwar um ihr Image, für Häberlin und Skoda ist aber klar: «Die Couch hat noch lange nicht ausgedient.» ♦

Phrasen dreschen ist des Teufels — «Hast du noch Gefühle für sie?» Eine gleichermassen abgegriffene wie geisttötende Frage, bei der ich am liebsten ein in lila Plüsch eingewickeltes Päckchen übergeben und dazu antworten würde: «Hier sind noch die letzten zwei drin. Kannst du sie ihr vielleicht bringen? Dann bin ich sie endlich los.» Im Weglaufen würde ich mir dann einen zünftigen Schnupf aus meiner Tabatière kippen und ihn da hinaufziehen, wo unlängst all die Gefühle geturnt haben.

Vielleicht würde ich mit dieser Reaktion sogar etwas Gutes tun. Vielleicht gäbe es dann einen Menschen weniger, dem mit dreifach überschlagenen Beinen entfährt, er trinke gerne ein schönes Glas Wein zu einem feinen Essen, interessiere sich für die Menschen und möge gute Gespräche.

Wahrscheinlich aber nicht. Effizienter wäre es, man würde nachts in seinen ehemaligen Kindergarten einbrechen, um die im Holzgriff eingefasste Nadel zurückzuklauen, mit der alles angefangen hat. Damit liessen sich nämlich den verflokelten Genossen und Genossinnen all die tief sitzenden Wortschablonen wieder aus dem Kopf stüpfen. So lange, bis Platz genug ist, damit die Sätze wie losgelassene Luftballone im Schädel umhersurren können und schliesslich, zum Wesentlichen geschrumpft, der Aussenwelt halbwegs zumutbar sind. Genau so wünschte ich mir das, so wäre es mal etwas Anderes. Ist aber nicht böse gemeint. Jedem das seine, du kennst mich ja.

Basil Noser

**Wir verteufeln, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.**



Kino für einen Schnägg

Die Filmstelle des VSETH ist nicht nur aufgrund des zentralen Standorts und der günstigen Eintrittspreise gut besucht, sondern auch wegen des vielseitigen Programms. Dieses Semester widmet sie sich «asiatischem Kino».

Wer die Blockbuster-Produktionen aus Hollywood in den üblichen Kinos nicht allzu sehr mag, kommt beim Besuch der Filmstelle auf seine Kosten. Die Filmreihe zeigt von brutalen und actiongeladenen Filmen wie «Battle Royale» (Vorgänger von «Hunger Games») bis zum Anime «Millennium Actress» alles. Es ist also für jeden etwas dabei.

Beim CAB-Gebäude der ETH (Universitätsstrasse 6) wird man vor Filmbeginn schon draussen begrüsst, nämlich mit einem ausgiebigen Apéro. Trotz niedriger Temperaturen kann man dem Geruch von leckeren Poulet-Spiesschen und Frühlingsrollen nicht widerstehen. An der Eintrittskasse wird man als Mitglied des VSUZH oder VSETH direkt durchgewinkt. Als Nichtmitglied ist man mit einem Fünfliber dabei. Es geht zwei oder drei Treppenabsätze aufwärts, und schon ist man im Raum, der durch eine hohe Decke, Lautsprecher und eine Leinwand sowie etliche Stühle in einen Kinosaal verwandelt wurde. Hier riecht es nicht – wie sonst in den Kinos – nach Nachos, Popcorn und Ähnlichem, obwohl all dies an der Kino-Bar erhältlich ist.

Der Saal ist voll. Neben Deutsch werden auch unzählige Fremdsprachen quer durcheinander gesprochen. Das bunte Getümmel von jungen und vereinzelt älteren Menschen bewegt sich entweder in Richtung Bartresen oder Sitzplätze. Wer nun wohin möchte, lässt sich leicht an den ein, zwei Bierflaschen in der Hand erkennen. Die Stimmung ist ausgelassen, das Licht dumpf und die Stühle nicht gepolstert. Es lohnt sich ausserdem, hinter jemand Kleinem zu sitzen. Die Gespräche ebbens langsam ab und die wichtigsten Fakten zum Film werden kurz vorgestellt, bevor es losgeht. Der Film wird in Originalsprache mit englischen Untertiteln gezeigt. Die Filmstelle ist ein toller Ort, um seinen Horizont zu erweitern oder einfach einen schönen Abend zu verbringen. [ali]

Die Filmstelle an der Universitätsstrasse 6 zeigt im Rahmen einer thematischen Reihe jeden Dienstag um 20:00 Uhr einen Film.



Ausgang im Museum

Im Rahmen der Veranstaltung «Lakritz» öffnet das Landesmuseum Zürich jeden ersten Donnerstag des Monats seine Türen ausserhalb der regulären Öffnungszeiten, nämlich von 19 bis 23 Uhr. Nebst Zugang zu den Ausstellungen verspricht das Programm auch «Musik, Performances, Drinks, Führungen». So ist das Ziel wohl nicht nur, Besucherinnen und Besuchern, die tagsüber keine Zeit haben und den Andrang am Wochenende zu vermeiden suchen, ein zusätzliches Öffnungszeitenfenster zu bieten, sondern auch, vermehrt junge Menschen ins Museum zu locken.

Wie versprochen, fanden sich auf dem Programm diverse Führungen durch die aktuellen Ausstellungen, die die Sammlungen auf humoristische oder ernsthafte Weise neu beleuchteten. Der DJ im stimmungsvoll dekorierten Foyer beschallte dabei das ganze Stockwerk mit lauter Musik. Das lockerte die Stimmung in den Ausstellungsräumen auf und verstärkte das Feierabend-Gefühl, um das sich das Museum bemühte. Im Foyer aber, wo sich die Bar befand, erschwerte die hohe Lautstärke elaboriertere Gespräche als «No es Bier?» und «Ja, eh» zwischen den Besuchern stark. Auch fiel die Getränkekarte eher karg aus, was inmitten des elegant ausdekorierten Foyers ziemlich unpassend erschien. Die angepriesenen «variantenreichen Cocktails» waren leider unauffindbar. So zog es viele Besucher vergleichsweise schnell wieder in die Ausstellungsräume, was nicht einmal die Live-Band verhindern konnte, die von 21 bis 22 Uhr spielte.

Der Spagat zwischen eleganter Abendveranstaltung und hipper Party, den das Museum anstrebte, ist schwierig. Mit einem interessanten Rahmenprogramm und der reizvollen Stimmung, die sich aus dem Kontrast des eher strengen Ambientes und der – besonders mit fortschreitender Zeit – immer lockerer werdenden Atmosphäre ergab, liefert das Landesmuseum mit «Lakritz» eine Veranstaltung mit viel Potenzial. Trotzdem dürfte sie für Nicht-Museums-Gänger wohl weitgehend uninteressant sein. Denn abgesehen von Museumsinteressierten werden sich wohl die wenigsten – besonders unter den budgetbewussten Studierenden – nur von ein bisschen mehr Atmosphäre zum Kauf eines 14-fränkigen Tickets bewegen lassen. [som]

Jeweils am ersten Donnerstag des Monats öffnet das Landesmuseum bis 23 Uhr.

Politisches Engagement, aber «Subito!»

Die Zürcher Jugendbewegung der frühen 1980er Jahre war wild, frech und laut, so die gängige Auffassung. In Erinnerung geblieben sind filmische und fotografische Darstellungen von Strassenschlachten zwischen demonstrierenden Jugendlichen und der Polizei sowie provokative Parolen. «Gilgen an den Galgen», hiess es da beispielsweise als Seitenhieb auf den unbeliebten Erziehungsdirektor oder «Freie Sicht aufs Mittelmeer». Zürich (oder «Zureich»), wie die Limmatstadt oft genannt wurde) brannte. Dass die Bewegung aber sehr durchmischt war, was ihre Zusammensetzung angeht, und nicht nur aus Krawallanten und Radauschwestern bestand, darf nicht vergessen gehen. Denn viele der politischen Anliegen der damaligen Jungend waren durchaus berechtigt – und fanden letzten Endes deshalb auch Gehör.

Peter Bichsel und Silvan Lerch haben im Limmat Verlag ein Buch mit dem Titel «Autonomie auf A4» publiziert, das die Umtriebe der Zürcher Jugendbewegung anhand von Flugblättern nachzeichnet. Da es sich vorwiegend um nachgedruckte Originaldokumente handelt, wurde auf einordnende und erklärende Texte weitgehend verzichtet. Das kommt einerseits dem Gesamteindruck des Buches zugute, tendieren die Texte in vergleichbaren Publikationen doch allzu oft zur Simplifizierung oder nachgerade zur Mystifizierung historischer Sachverhalte. Andererseits gibt es zu den ebenso schrillen wie witzigen Drucksachen auch nicht viel zu sagen. Mal sind sie handgefertigt und sarkastisch, mal maschinengeschrieben und sachlich. An verschiedenen Stellen im Buch kommen Zeitzeugen zu Wort, die aktiv an der Bewegung teilgenommen haben. Unter anderem findet ein Text von Heinz Nigg, dem Autor von «Wir wollen alles, und zwar Subito!», im Buch Platz. So zeigt der Band auf authentische Weise, wie Jugendliche um 1980 ihre Anliegen in Wort und Bild vorbrachten. Zugleich liefert er die relevanten,

aber eben nur die relevanten Hintergründe.

Die grosse Leistung der knapp 290 Seiten starken Sammlung von Flugblättern ist indes eine andere. Sie zeigt sich, wenn vor Augen geführt wird, wie sich Zürich um 1980 präsentierte: Alternative Kultur gab es so gut wie keine, dazu fehlten im bürgerlichen Zürich die Freiräume. Andere Perspektiven auf die Welt als jene, die sich im Staatsfernsehen und den etablierten Zeitungen manifestierten, hatten nirgendwo Platz. Und an bezahlbarem Wohnraum herrschte ebenfalls Mangel, obwohl die Bevölkerungszahl der Stadt seit Ende der 1960er Jahre kontinuierlich zurückgegangen war. Schon beim ersten Durchblättern dürfte Lesenden von «Autonomie auf A4» bald vieles sonderbar bekannt vorkommen. Denn immer noch stellt sich angesichts der grassierenden Gentrifizierung die Frage, wo weniger massentaugliche Kultur gelebt werden soll, auch heute stehen Sinn und Zweck der Staatsmedien zur Debatte, und selbst im 21. Jahrhundert ist kein Mittel gegen überbezahlte Mieten erfunden worden.

Die Anliegen sind die gleichen wie ehe- dem, aber das «Subito!», die Unbedingtheit der Ansprüche, ist auf der Strecke geblieben. Erstaunlich ist vor diesem Hintergrund denn auch weniger, wie die Themen sich wiederholen, als wie rabiat politische Anliegen im Vergleich zu heute vorgetragen und verfolgt wurden. Nicht, dass Gewalt ein legitimes Mittel wäre, um politischen Druck aufzubauen, aber wenn man von der Jugendbewegung der Achtzigerjahre etwas abschauen will, dann das: Ein bisschen mehr «Subito!» einzufordern, kann nicht schaden. Und in «Autonomie auf A4» zu blättern, erst recht nicht. [cam]

«Autonomie auf A4 – Wie die Zürcher Jugendbewegung Zeichen setzte. Flugblätter 1979–82», herausgegeben von Peter Bichsel und Silvan Lerch. Limmatverlag 2017.

Zwischen Geige und Mensch

Im seinem Atelier baut und repariert Dominik Meyer Geigen, Bratschen und Celli. Ein Besuch bei einem jungen Meister des alten Handwerks.

Kevin Solioz (Text) und Severin Bigler (Bilder)

Eingehend betrachtet er ihren kleinen Körper. Ihre weichen Züge, die formvollendete Taille. Alles stimmt, alles passt zusammen, wäre da nicht die Verletzung. Ein feiner Riss zieht sich vom Hals abwärts, das Holz ist etwas eingedrückt. Kein Wunder, die Geige ist 259 Jahre alt, fast neun Mal so alt wie der Geigenbauer, der sie nun in den Händen hält.

Warten auf Pflege

Draussen scheint die Sonne in die enge Gasse des Niederdorfs. Kinder spielen schreiend Ball. Seit drei Jahren hat Dominik Meyer hier sein Atelier im Erdgeschoss, in dem er Geigen, Bratschen und Celli repariert und selber baut. Auf der langen Werkbank am Fenster liegen Werkzeuge und Holzstücke, am Boden ein Duzend Taschen mit Instrumenten, die auf Meyers Pflege warten.

Er macht sich daran, die Geige zu zerlegen. Am unteren Ende ist der Lack dünn geworden durch das Reiben der vielen Kinne. Der Deckel ist nun abgelöst, und in ihrem Innern kann man Spuren vergangener Reparaturen sehen. Viele kleine Holzplättchen halten das Holz zusammen, wie Pflaster.

Der Weg zur Selbstständigkeit

Gelernt hat Meyer sein Handwerk in einer vierjährigen Lehre in Brienz. Er arbeitete danach als Geselle in verschiedenen Betrieben, unter anderem in Hamburg, bevor er sich entschloss, sich selbstständig zu machen. «Die Erfahrungen, die ich dort gesammelt habe, kommen mir heute sehr zugute. Ich denke mir manchmal, dieser hätte ein Problem auf die eine Weise gelöst und jener auf eine andere, und wähle von den zweien dann den Weg, der für mich funktioniert», erklärt Meyer. Er hatte Glück und konnte in die Räumlichkeiten eines pensionierten Geigenbauers

einziehen. Heute brummt das Geschäft. Meyer hat genug Arbeit für die nächsten eineinhalb Jahre. Die meisten davon sind Reparaturen, etwa ein Drittel der Aufträge sind Neuanfertigungen.

Die zuvor geöffnete Geige hat er nun eingespannt, um das Holz, welches eingedrückt war, langsam zurück in Form zu biegen. Das Ziel der Reparatur ist, die Geige wieder spielbar zu machen. «Schlussendlich sehe ich diese Instrumente als Werkzeuge. Ich stehe quasi zwischen Geige und Mensch und ermögliche die Symbiose.»

Als Nächstes macht er sich daran, einen Bogen neu zu behaaren. Die Pferdehaare, die er dafür verwendet, sind ein teures Gut, denn sie werden von Hand erlesen. Nachdem sie maschinell gewaschen und gebleicht wurden, müssen sie von Hand auf Unreinheiten kontrolliert und nach Länge und Dicke sortiert werden. Erst dann können sie für einen Bogen verwendet werden. Rund 150 Haare befinden sich an einem einzigen.

Die alten Meister

Als Geigenbauer reiht sich Meyer in eine lange Tradition ein. Vor rund 500 Jahren wurden in Oberitalien die ersten Geigen gebaut, wie wir sie heute kennen. Die Form hat sich seit damals erstaunlich wenig verändert. Und auch heute noch erledigt Meyer, abgesehen von einzelnen maschinellen Arbeitsschritten, fast alles in Handarbeit.

Es gibt viele, die die Geigen von berühmten Geigenbauern wie Amati oder Stradivari als Ideal ansehen. Doch wieso geniessen die Alten noch heute einen so guten Ruf? Meyer sieht dafür zwei Gründe: «Einerseits waren es sehr gute Handwerker, andererseits geschah durch die Zeit auch eine Selektion. Nur die besten Geigen haben überlebt, denn diesen





wurde Sorge getragen.» Wenn er eine Geige erhalte und sehe, dass sie viele Gebrauchsspuren hat, dann sei das ein gutes Zeichen. «Das heisst, dass sie geliebt wurde.»

Die Zutaten

Auf dem Dachboden über dem Atelier lagert Meyer das Holz für den Bau der Instrumente. Dort im trockenen Dunkel stapeln sich Scheite von Esche und Ahorn. Das meiste sind Restbestände anderer Ateliers, die er aufkaufen konnte. In einer Kiste liegen schwarz die schweren Ebenhölzer. Diese werden für das Griffbrett verwendet. Im Gegensatz zu den anderen Scheiten haben sie bereits die grobe Form eines Griffbretts. «Das Ebenholz wird noch im Land der Gewinnung zu Rohlingen verarbeitet. So bleibt die Wertschöpfung im Land. Der Export dieses Holzes ist sehr streng reguliert: zu Recht», sagt Meyer.

Nun soll eine bereits reparierte Bratsche wieder zugemacht werden. Lack und Leim mischt Meyer selber. «Der Leim ist

extrem wichtig», erklärt er. «Zwei Teile mögen noch so gut aufeinander gepasst sein, nur mit dem richtigen Leim werden sie halten.» Im kalten Zustand hat der Leim die Konsistenz von Gummi. Erst wenn man ihn auf der kleinen Herdplatte im Wasserbad erwärmt, wird er flüssig. Deshalb muss beim Leimen alles schnell gehen. Mit flinken Handbewegungen trägt Meyer den Leim auf, setzt den Deckel auf und spannt die Geige ein.

Auf der Bühne

Wenn nicht gerade ein Kunde da ist, kann die konzentrierte Arbeit im Atelier einsam sein. Umso mehr geniesst es Meyer deshalb, selbst auch Musik zu machen. Er spielt Geige in den Bands «Frank Powers», «Pamplona Grup» und im akademischen Orchester der Universität Zürich. Dass er sich als Geigenbauer selbstständig gemacht hat, erlaubt es Meyer, als Musiker flexibel zu sein. So konnte er beispielsweise kürzlich mit seiner Band «Frank Powers» mit «Faber» in Deutschland auf Tournee gehen. ◇



Deloitte.



Change the world, not who you are.

Bring your talents to Deloitte, and you'll find a global network of support, leadership opportunities and diverse thinking. There's no limit to what you can achieve.

What impact will you make?
deloitte.com/ch/careers